Hebbels Stellung zu Staat und Nation

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der Philosophischen Fakultät

der Johann Wolfgang Goethe-Universität

zu Frankfurt am Main

vorgelegt von

Franz Bottenhorn

aus Ober-Erlenbach

1 9 3 6

Bernhard Sporn Verlag Zeulenroda

Referent: Professor Dr. Franz Schultz

Korreferent: Professor Dr. Julius Schwietering

Tag der mündlichen Prüfung: 27. Juni 1936.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Tagebücher 7

1. All und Individuum 8
a) Urgrund der Welt 9
b) Bildung des Individuellen 11
c) Ausklang des Individuellen 13
d) Blick auf die Dichtung 14
e) Das große Individuum 15
f) Die Masse 16
g) Das Gesetz 18
2. Grundlagen des Staates 19
a) Natur 20
b) Zweckverband 21
c) Religion 22
d) Organismus 23
3. Staatsform 24
a) Staatsform und Individuum 24
b) Monarchie 25
c) Adel 26
d) Kommunismus 27
e) Staat, Freiheit, Sittlichkeit 28

II. Briefe 29

1. Form der politischen Haltung 30
a) Hebbel in der Politik 30
b) Hebbel über die Politik 32
2. Ausland und Menschheit 33
a) Frankreich 33
b) Italien 34
c) England 35
d) Menschheit 36
3. Dichtung, Gesellschaft, Parteien 37
a) Dichtung und Gesellschaft 37
b) Revolution und Fundament der Gesellschaft 39
c) Volksherrschaft 40
d) Hebbel zwischen den Parteien 41
4. Deutschland 43
a) Heimat 43
b) Kritik an Deutschland 45
c) Deutsche Geschichte 47
d) Deutsche Einheit 48

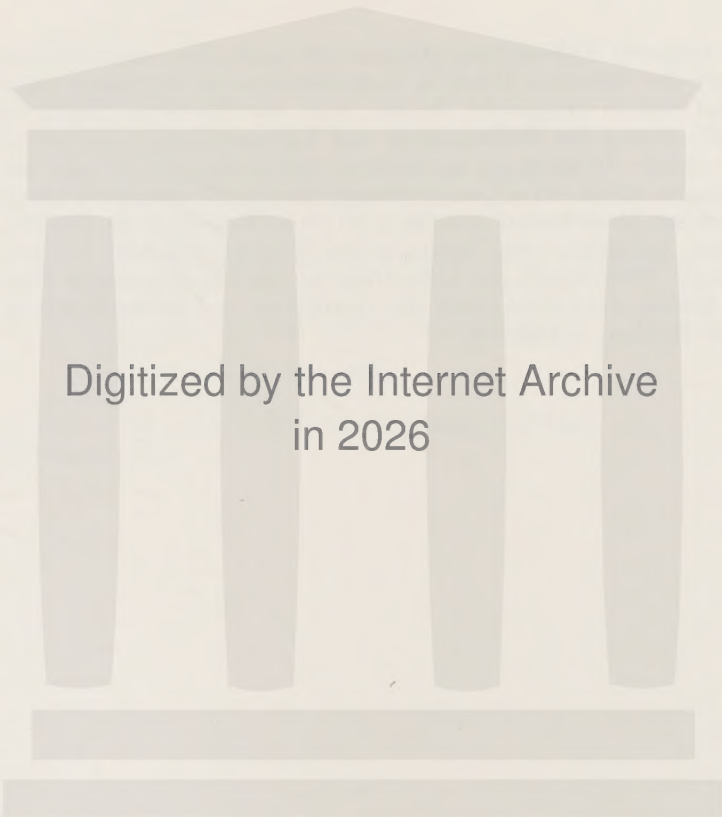
III. Berichte aus Wien an die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ . . . 50

1. Die staatliche Idee 52
a) Voraussetzungen und Richtlinien des staatlichen Lebens . . 52
aa) Freiheit 52
bb) Bildung 54
cc) Moral 55
b) Abgelehnte politische Erscheinungen 56

Seite

aa) Kritik an Errungenschaften der Revolution 56
bb) Absolutismus 56
cc) Linksradikalismus 58
2. Die nationale Idee 60
a) Geschichte, Kosmopolitismus, Partikularismus 60
aa) Geschichte 60
bb) Kosmopolitismus 61
cc) Partikularismus 62
b) Die deutsche Einheit 63
aa) Ansätze zur Verwirklichung 63
bb) Oesterreich 65
cc) Preußen 67
3. Wiener Briefe 68
4. Judentum 70
IV. Staat und Nation in der Dichtung 71
1. Maria Magdalena 71
2. Agnes Bernauer 71
a) Geistige Grundlage 71
b) Würdigung der „Agnes Bernauer" als Kunstwerk 71
c) Staat und Individuum 72
aa) Ernst 72
bb) Albrecht 73
cc) Bedeutung der „Agnes Bernauer" für das Staatsproblem . . 74
d) Deutschland 74
3. Dramenpläne 74
4. Die Gedanken von Staat und Nation in Gedichten 75
a) Kritik 75
b) Deutsche Einheit und Größe 77
5. Hebbels Nibelungen 79
V. Die Stellung zu Staat und Nation im Gesamtbild Hebbels 81
Literaturverzeichnis 83

Die folgende Abhandlung gliedert sich nach den verschiedenen Gattungen der Schriften Hebbels, in denen er seine Gedanken über Staat und Nation ausspricht. Durch diese Art der Darstellung ist es möglich, besser die Bedingungen und Voraussetzungen zu erkennen, die seiner Stellung zu staatlichen und nationalen Fragen zugrunde liegen, als in einer Untersuchung, die nur die einzelnen Ideen berücksichtigt, ohne darauf zu achten, ob sie in Tagebüchern, Briefen, politischen Aufsätzen oder dichterischen Werken geäußert werden. So kann die Dissertation die Grundlage zu einer umfassenden Darstellung bilden, die systematisch die staatlichen und nationalen Auffassungen Hebbels behandelt.


Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554820_0029

Der Staat, den Hebbel aus eigener Anschauung kennt, ist von Metternichschem Geist erfüllt. Er hält zwar die äußere Ordnung aufrecht, gibt aber kulturellen Kräften keine Auswirkungsmöglichkeit. Die deutsche Jugend, die in ihm aufwächst, entfremdet sich ihm. Die Begeisterung der Romantik für ein Deutschland der Zukunft, das an die Glanzzeit des Mittelalters anknüpfen soll, ist erloschen. Das „Junge Deutschland" sieht nach Frankreich, nach Paris, und bekämpft unter meist jüdischer Führung die deutschen politischen Gedanken. Im geistigen Deutschland werden die Kämpfer für den romantischen Volksstaatsgedanken zur reaktionären Clique. Nach außen und nach innen erstarrt der Staat.

Zu welchen Auffassungen von Staat und Nation gelangt ein Dichter wie Hebbel bei solchen Verhältnissen des öffentlichen Lebens?

I. Tagebücher.

Um zur richtigen Kenntnis der Stellung Hebbels zu Staat und Nation zu kommen, müssen die dichterischen Werke, Tagebücher, Briefe und politischen Aufsätze herangezogen werden. Den Tagebüchern und Briefen wollen wir uns zuerst zuwenden. Es geht nicht an, ihnen die unser Thema betreffenden Aeußerungen zu entnehmen, ohne sich über den Zweck der Tagebücher und Briefe Klarheit zu verschaffen. Bei den Tagebüchern kann er vollkommen ausgeschaltet werden. Wohl dachte der Dichter daran, daß seine Tagebuchaufzeichnungen einen Tages der Oeffentlichkeit vorgelegt würden. Doch das lag ihm in weiter Ferne. Nur aus dem Nachlaß des Toten würden kommende Geschlechter von ihnen erfahren. Den Tagebuchblättern konnte er daher seine Gedanken und Empfindungen anvertrauen. Er brauchte nicht auf den Leser Rücksicht zu nehmen. Auch sich selber — und das ist für den späteren Betrachter vor allem wichtig — durfte er volle Wahrheit sagen und sich nicht über eigene Fehler und Bildungsmängel täuschen. Diesem stark individuellen Charakter der Tagebücher verdanken wir daher zur Kenntnis des wahren Hebbel und der ihn bewegenden Gedanken viel. Ihm selbst schien aber der Wert seiner Aufzeichnungen anders zu sein: „Im Allgemeinen haben meine Tagebücher freilich sehr geringen Wert. Zustände und Dinge kommen kaum darin vor, nur Gedankengänge und auch diese nur, soweit sie unreif sind." (II. 2, 264, 2756). Neben dem individuellen Charakter der Tagebücher — in Hebbels Sprache: Zustände und Dinge kommen kaum darin vor — betont er die Unreife seiner ausgesprochenen Gedanken. Zwei Folgerungen, teils positiver, teils negativer Art ergeben sich daraus für

unsere Untersuchung. Positiv, weil höchst wertvoll, erscheint es uns, daß der Dichter seine Gedanken ohne Rücksicht auf endgültiges Urteil und fremde Meinung niederlegt. Wir gewinnen dadurch ein lebendiges Bild seines Innenlebens und der ihm wichtigen Eindrücke. Die „endgültige Ansicht" ist nur zu oft das Ergebnis der Rücksicht auf eigene und fremde Eitelkeit. Der plötzlich auftauchende Gedanke und Eindruck ist von ihr unberührt. Er läßt besser irgend eine Seite einer Persönlichkeit vor unser geistiges Auge treten als fertig zurechtgedrechselte Ansichten es vermögen, deren Ueberzeugungsgehalt erst von allen Nebenrücksichten getrennt werden muß. In den Worten: „Nur Gedankengänge und auch diese nur, soweit sie unreif sind", liegt das Negative für unsere Betrachtung. Hebbel deutet damit an, daß nicht immer feste Ueberzeugungen in den Tagebüchern aufgezeichnet werden. Absolut gilt diese Ansicht keineswegs. Er vertritt in den Tagebüchern viele Ansichten, die als feste Ueberzeugungen zeit seines Lebens gegolten haben.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Tagebüchern und Briefen liegt im Wirkungszweck. Agnes Rosenbusch geht in ihrer Dissertation „Die Tagebücher Friedrich Hebbels" (Frankfurt a. M. 1934) im Betonen der Uebereinstimmung von Briefen und Tagebüchern zu weit. Zwar haben die Briefe an Elise in Hebbels Jugendzeit weitgehend die Funktion der Tagebücher, doch darf daraus nicht auf den Charakter der Briefe überhaupt geschlossen werden. Die Briefe, besonders die an bedeutende Persönlichkeiten, enthalten viel mehr endgültige, gut durchdachte Ueberzeugungen des Dichters als die Tagebücher. Fast immer vermissen wir in den Tagebüchern Aeußerungen der tiefsten Ueberzeugung, die mit Begeisterung und Leidenschaft vorgetragen werden. Die Briefe sind in dieser Hinsicht ganz anders. Hinreißende, begeisternde Auseinandersetzungen und Bekenntnisse erfreuen oft — und können auch täuschen.

1. All und Individuum.

Um die Stellung des Dichters zu den Gemeinschaftsformen Staat und Nation zu erkennen, bedarf es der Darstellung von Hebbels Verhältnis zur Gesellschaft überhaupt und zum Individuum.

In dem folgenden Abschnitt sollen die Ansichten zusammengefaßt werden, die sich über das Verhältnis des Individuums zum All aus dem Studium der Schriften Hebbels und der maßgebenden Literatur ergeben, wobei die Arbeiten im einzelnen nicht aufgezählt werden.

Hebbels Denken über Individuum und Gesellschaft richtet sich auf zwei Welten: die Welt der Idee und die Welt der Wirklichkeit. Als stark verinnerlichter, vergeistigter Mensch konnte er sich nicht

mit der Meinung zufriedengeben, neben dem realen irdischen Sein existiere keine andere Welt, gebe es kein Reich des Geistes und der Idee. Bei ihm war die Ueberzeugung vom Vorhandensein der geistigen Welt, die Urbild der irdischen sei, so mächtig, daß er bei der Erörterung von Vorgängen des greifbaren Lebens plötzlich und unbewußt in Gebiete abirrte, die anderen Gesetzen gehorchen und für deren Beurteilung andere Richtlinien gelten. Aus dem schroffen Gegenüberstellen der Gegebenheiten beider Welten ist es zu erklären, daß scheinbar sich widersprechende Ansichten von Hebbel vorgetragen werden. Zu leicht bilden sich daraus falsche Meinungen über sein Denken und Dichten. Bei der Darstellung der in den Tagebüchern ausgesprochenen Ansichten über Gesellschaft und Individuum soll der Gegensatz Welt des Geistes — Welt der Wirklichkeit scharf und unmißverständlich hervortreten.

a) Urgrund der Welt.

Eine geheimnisvolle, trotzdem aber in ihrer Existenz erkennbare geistige Urkraft ist der überall wirksame Lebensgrund. „So wenig man sich im Fieber vorstellen kann, daß man gesund war und es wieder werden wird, so wenig im individuellen Leben, daß ein allgemeines ihm zu Grunde liegt." (II. 3. 217, 4077.) Der Vergleich mit der Fieberkrankheit deutet weiter. Uebertragen auf das Verhältnis von individuellem zu allgemeinem Leben, heißt es, daß das Individuum im allgemeinen zwar nichts von seiner ehemaligen Existenz im Urleben wisse, aber doch wieder in das Ursein zurückkehren werde. Die Heimat des Individuellen ist allen Menschen gemeinsam. Daraus ergeben sich Aufgaben und Pflichten.

Dem Leben und Wirken der Natur kommt im Denken Hebbels besondere Bedeutung zu. Ihre gewaltige, unerschöpfliche Kraft ist Ausdruck des tiefsten Urgrundes alles Individuellen. Ihr hat deshalb besondere Rücksicht und Achtung des Menschen zu gelten. „Man nehme das Komische woher man wolle, nur nicht aus der Natur und ihren großen Verhältnissen. Müßte man an der Würde und Wahrheit des Weltfundaments zweifeln, so müßte man untergehen." (II. 1, 256, 1207). Nicht schwächliche künstliche Machenschaften der Menschen können das Weltfundament abgeben, sondern die gewaltigen Verhältnisse der Natur begründen seinen Bau. Jedem Pessimismus und Skeptizismus, der sich an die Grundlagen der realen Welt heranwagt, ist Fehde angesagt. Die großen Begriffe der Würde und Wahrheit verbieten jedes Einbeziehen von Komik und Lächerlichkeit in den Kreis des Entstehens und Beharrens der Welt. Der Einzelne ist nicht von der Achtung vor den Kräften, denen er sein Dasein verdankt, befreit. Er erscheint nicht losgelöst von dem gemeinsamen Urgrund irdischen Lebens. Dem Menschen ist es nicht gestattet, an dem gewaltigen Fundament des eigenen Seins, der Natur, zu zweifeln. In

Verehrung und Achtung soll er zu ihren großen Verhältnissen stehen. Mangelnde Ehrfrucht vor ihrer Würde nimmt ihm den festen Boden unter den Füßen und zieht ihn ins Verderben.

Die gemeinsame, allbewegende Urkraft, die sich im irdischen Lebensfundament, der Natur, fortwirkt, erscheint in den Verhältnissen von Mensch zu Mensch. „Die Ehrfurcht, die jedem Menschen vor jedem anderen Menschen innewohnt und ihn ein größeres oder kleineres Gewicht auf jedes Urteil eines solchen legen läßt, ist ein Ausfluß der reinsten Pietät und der beste Beweis dafür, daß es ein Gemeingefühl gibt, vermöge dessen wir uns eben alle als Glieder eines zusammenhängenden großen Organismus fühlen, des Organismus der Menschheit nämlich." (II. 3, 309, 4420). Die Ehrfurcht vor dem gleichen Menschsein des Mitmenschen, die im harten Lebenskampf so oft verschüttet liegt, wird von Hebbel nicht als moralische Forderung weltfremd doziert. Der Dichter, der intuitiv in das Sein tiefer eindringt als der Durchschnittsmensch und dem deshalb stets der Blick für die Bande, die sich von Geschöpf zu Geschöpf knüpfen, offen bleibt, stellt die Ehrfurcht als selbstverständliche Grundtatsache in den Mittelpunkt seiner Betrachtung. Beweise erübrigen sich für ihn. Zu klar steht das Wesentliche ihm vor Augen. Es selber gilt ihm als Beweis für den allverbindenden geistigen Urgrund, der in der Form des Gemeingefühls Gestalt annimmt. Der Schau des Dichters ist es unmöglich, nur in oberflächlicher Beziehung zu einander stehende Individuen sich vorzustellen. Lebensvoll erscheint das Verhältnis der Menschen untereinander. Es kann daher nur im Bild eines großen Organismus erfaßt werden. Wie jedem Teil eines Organismus im Leben der Natur der Weg zur Wirkung und Mitarbeit vorgeschrieben ist, von dem er nicht abweichen darf, soll nicht das Dasein des Ganzen gefährdet werden, so sind dem Menschen als Teil des Organismus der Menschheit die Gesetze seines Handelns vorgezeichnet. Die Grundlage zu einer Ethik, die ihre Forderungen nicht von dem Einzelnen erheben läßt, sondern von der Gemeinschaft, ist damit gegeben. Individualistische Zielsetzung des Ethischen wird ausgeschlossen, unverrückbar fest steht sein gemeinschaftsfördernder Zweck. Hebbels Denken stößt in Erscheinungen des Alltags vor und zeigt an kleinen Beispielen das Sichauswirken der großen, scheinbar so weltfremden Gedanken auf das Leben im engen Daseinskreis. Der Mensch spricht zum Menschen. Mehr oder weniger Wert mißt er dem Urteil des anderen bei. Er übersieht es nicht oder setzt sich nicht darüber hinweg. Allein weil es das Urteil eines Mitmenschen ist, steht sein Wert außer Frage. Diese Haltung, die dem Menschen, der sich des Wertes der anderen und des eigenen Ich bewußt bleibt, zu eigen ist, fließt aus reiner Pietät. Ihr gilt Hebbels besondere Aufmerksamkeit. „Als die Alten die Erfahrung machten, daß der Kreis der Sittlichkeit nicht rein im positiven Ge-

setz aufgebe, sondern ein dunkler Fleck übrig bleibe, da erfanden sie das Wort Pietät. Die Pietät ist, wie der Schlaf, die Hauptwurzel des sittlichen Menschen und so wenig durch Gesetze zu ersetzen wie jener durch Essen oder Trinken." (II. 3, 392, 4888). Hebbel weiß, daß die Sittlichkeit weiter reicht, als Gesetze umspannen können. In diesem Bereich muß der Maßstab angelegt werden, den er als Pietät bezeichnet. Ein verstandeskühler, doktrinärer Moralist könnte die Existenz dieses Gefühles leugnen, weil es sich nicht in den Rahmen seiner Systeme einspannen läßt. Er müßte aber dann die irrationalen Triebkräfte menschlichen Tuns und Lassens übersehen und käme um die Kenntnis seiner Ganzheit. In diesen Fehler verfällt der wahre Dichter nicht. Er weiß von den uns Menschen unbewußten Tatsachen, die stärker und unerbittlicher wirken als bewußte, in Begriffe restlos aufgehende Einsichten und Gesetze. Die Irrationalität des Sittlichen wird vernachläßigt, wenn nur die oft vernünftelnden und zeitgebundenen Gesetze als Sittlichkeit angesehen werden. Ihr Ursprung und ihr Beharren im Irrationalen erkennt Hebbel klar, da er die Pietät als Hauptwurzel des sittlichen Menschen bezeichnet. Auch in dieser Frage sehen wir, daß er sich immer seiner dichterischen Art und Aufgabe bewußt ist. Daraus ergibt sich, daß er nicht als Moralprediger und Schöpfer sittlicher Gesetze gelten wollte. Ihm ist es darum zu tun, die inneren Zusammenhänge des Lebens aufzuhellen und die Aufgaben des Menschen im Raum seines Lebens zu zeigen, soweit seine dichterische Gabe es vermag. Er sieht in der Pietät die Grundlage des Sittlichen und den Beweis des die Menschen verbindenden Gemeingefühls. An dieser Feststellung müssen wir uns halten. Wir kehren durch sie wieder zu dem Ausgangspunkt unserer Darstellung zurück: dem allverbindenden Urgrund der Welt, dessen Dasein durch Natur, Organismus und Pietät bewiesen werden.

b) Bildung des Individuellen.

Im metaphysischen Ursein geht das Ganze dem Einzelnen voraus; durch Absplitterung vom Ganzen bildet sich das Einzelne. „Leben ist der Versuch des trotzig-widerspenstigen Teils, sich vom Ganzen loszureißen und für sich zu existieren, ein Versuch, der so lange glückt, als die dem Ganzen durch die individuelle Absonderung geraubte Kraft ausreicht." (II. 2, 95, 2262.) Individuelles Leben ist nur durch Abspaltung von der großen, in sich ruhenden und beharrenden Einheit zu begründen. Nur losgelöst und getrennt von dem das Einzelne umfassenden und überwindenden Ursein und Einssein kann es geführt werden. Versuch, benennt Hebbel die Absonderung und Losreißung des Teils vom Ganzen. Wie sein Ursprung im Ganzen liegt, so leitet sich die Lebenskraft aus dem Ganzen her. In jeder Hinsicht ist der Teil von der ursprünglichen Einheit abhängig. Verpflichtet ist er ihr in unumschränktem Maß und müßte zu ebensolcher Einordnung und Unterwerfung bereit sein. Der Drang zur

Verselbständigung, die nur durch Vereinzelung zu erreichen ist, wirkt stärker und zwingender. Einmal wird die geraubte Kraft aufgezehrt sein und das Einzelne muß sein individuelles Leben zurückgeben. Es entschloß sich trotzdem zur Selbstbefreiung im individuellen Leben. Tragisch, weil letztlich vergebens, ist deshalb der Versuch. Diese Tragik des Teils, die im Metaphysischen waltet, herrscht auch in allem konkreten Leben. Auch es durchläuft die Stadien vom individuellen Nichtsein zum individuellen Sein und wieder zurück zum individuellen Nichtsein. Die Welt des Metaphysischen und des Konkreten ist dieser Tragik ausgesetzt: Pantragismus. Der Dramatiker sieht in der Schau des Dramatischen alle Lebensvorgänge.

Steht diese Haltung des Einzelnen zum Ganzen im Bereich des metaphysischen und konkreten Lebens fest, so muß Hebbel dem einzelnen Menschen, der sich der Gesamtheit der Welt gegenüberstellen will, das Urteil sprechen: „Der Einzelne kann sich der Welt gar nicht gegenüberstellen, ohne sein kleines Recht in ein großes Unrecht zu verwandeln." (II. 3. 137, 3851.) Das Recht, das immer und überall die Ganzheit, mag sie in beliebigen gesellschaftlichen Formen auftreten, vor dem Einzelnen hat, ist so überwältigend groß, daß jedes Recht des Teils von ihm erdrückt wird. Es wird nicht geleugnet, daß der Einzelne Recht besitzen kann. Tritt er aber für dieses Recht ein, will er es nachdrücklich gegen die Gesamtheit vertreten, so wandelt es sich in Unrecht. Geht er im Kampf gegen sie unter — und das ist bei ihrem Uebergewicht an moralischer und materiellen Kraft nicht zu vermeiden — so empfängt er nur die Strafe für sein vermessenes, frevlerisches Handeln. Das kleine Recht wird zu großem Unrecht und sein Träger muß bestraft werden. Das Recht des Ganzen ist das Gute, das vermeintliche Recht des Einzelnen, das durch seinen Kampf ins Gegenteil verkehrt wird, ist das Böse. Der reife Hebbel spricht es 1860 klar aus: „Das Gute existiert in der Gattung, das Böse nur in den Individuen." (II. 4. 175, 5843.) Er greift mit diesen Worten auf seinen „Ethischen Imperativ" zurück: „Deine Tugenden halte für allgemeine des Menschen, Deine Fehler jedoch für dein besonderes Teil." (I. 6, 364.) Der „Ethische Imperativ" erläutert, daß das „kleine Recht", von dem er II. 3. 137, 3851 spricht, in den Tugenden liege, die als allgemeine Tugenden des Menschen zu gelten hätten. Ein Recht des Einzelnen, das selbständig gegenüber der Gesamtheit bestehe, wird abgestritten. Nur in der Gesamtheit, im Ganzen ist Recht. Die erste Schuld, die metaphysische, lag in der Vereinzelung, in der Abspaltung vom Ganzen; in der Welt des Konkreten übernimmt die Gesamtheit, die Gattung die Rechte des metaphysischen Ganzen. Das in ihr geltende Allgemeine ist das Gute, das in der Form der Tugenden erscheint. Der sich der Gesamtheit widersetzende Einzelne ist hier Träger der Rolle des sich absplitternden, sich befreienden Teils. Seine Tugenden sind der Gattung gemeinsam; in seinen Fehlern setzt sich der

schuldbringende Befreiungsversuch des Teils fort. Dem Ganzen, der Gesamtheit, der Gattung ist das Recht, das Gute zugeteilt, dem Teil, dem Einzelnen Schuld und Fehler.

c) Ausklang des Individuellen.

Die Pflichten und Aufgaben des Individuums in der Welt des Konkreten ergeben sich aus seiner isolierten, vom großen Zusammenhang losgelösten Art. „Das Individuum existiert nur als solches, und wenn es sich selbst aufgibt, so ist sein Leben nur noch ein Sterben, ein unnatürliches und unnützes Hinwelken .. Obgleich aber das Individuum nur als solches existiert, hat es dennoch keine heiligere Pflicht, als zu versuchen, sich von sich selbst loszureißen, denn nur dadurch gelangt es zum Selbstbewußtsein, ja zum Selbstgefühl." (II. 1. 337, 1510.) Die Aufgabe des Individuums ergibt sich aus seinem schuldhaften Ursprung: seine Schuld muß wieder gutgemacht werden. Auf verschiedenen Wegen könnte diese Pflicht erreicht werden. Man könnte an selbstmörderisches, verzweifeltes Aufgeben der Eigenpersönlichkeit denken, auch an kraftlosen Verzicht auf Leben und Tat. Die kämpferische Natur Hebbels lehnt diese Auswege ab. Kraftvolles Leben des Individuums muß erhalten werden, denn das Ziel alles Erziehens ist die selbstbewußte, starke Persönlichkeit, die das rechte Verhältnis zum Weltganzen, zum Universum zu finden weiß. Hebbel fordert vom Individuum, es solle sich von sich selbst losreißen, um zu Selbstbewußtsein und Selbstgefühl zu gelangen. Ein Widerspruch scheint vorzuliegen: das Wiedergutmachen der durch die Abspaltung bewirkten Schuld steht im Gegensatz zum scharfen Betonen des individuellen Selbstbewußtseins. Die Ueberwindung dieses scheinbar unlöslichen Widerspruchs wird in der Ebene des konkreten Leben erzielt: das große Individuum dient der Gesamtheit durch seine Führerleistung. Mit dem großen Individuum hat jeder Mensch die Notwendigkeit im Lauf der Welt zu erkennen, sich den notwendigen Bindungen zu unterwerfen und den ihm entsprechenden Wirkungsplatz im großen Geschehen freiwillig einzunehmen: dann reißt er sich von der auf sich gestellten Einsamkeit los und überwindet den Zwiespalt Ganzheit — Individuum im Bereich des eigenen Seins und bereitet der großen metaphysischen Wiedervereinigung den Weg. „Wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich auch schon aufgehört, ein Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit, die Fähigkeit sich bis zu ihm durchzuarbeiten und die Kraft ihn festzuhalten, ist eben das Universelle im Individuellen, löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem er diesen im Wesentlichen antizipiert." (II. 3. 269, 4274.) Die Ueberwindung des individuellen Sonderdaseins ist ein geistiger Akt.

Der Mensch erkennt sein beschränktes, in Enge und Egoismus versinkendes Sein, das in die großen Verhältnisse des Lebens eingefügt werden muß. Wenn er nicht dem großen geistigen und geschichtlichen Werden fern bleiben will — und das darf die stetig weiterstrebende und drängende Menschennatur nicht, es wäre geistiger Selbstmord — muß er sich in die gesellschaftlichen Gegebenheiten als wirkendes Glied einfügen. Es genügt aber nicht, sich dem Zwange der Notwendigkeit als Unfreier blindlings zu fügen. In voller Freiheit muß er sich zur Bejahung der Notwendigkeit, die ihn niederreißen oder emportragen kann, entschließen. Dieser Notwendigkeit hat sich Hebbel selber gebeugt und in ihr sein wahres Wesen und seinen eigentlichen Lebenssinn erkannt. „In dem Begriff dieser Notwendigkeit, die freilich von der blinden, nicht in Vernunft aufgelösten, der sich jeder beugt, weil er muß, sehr verschieden ist, wohne ich seitdem wie in einer Burg. Dieser Begriff waltet über mich wie über meine Kunst, in der mein Ich eben am geläutertsten hervortritt und mit der ich mich mehr und mehr völlig identifiziere. Von ihm allein gehen Versöhnung und Friede aus, denn wenn ich die Grundbedingungen aller individuellen Existenz in ihrer Unabänderlichkeit erkannt und eingesehen habe, daß nur aus den mir auferlegten Beschränkungen die Freiheit des großen Organismus, dem ich eingegliedert bin, hervorgehen kann, so ist in mir die Möglichkeit, ihnen auch nur trotzen zu wollen, aufgehoben." (III. 4, S. 102.) Die Einsicht in die Pflicht der Unterordnung unter das Walten der Notwendigkeit wirkt sich in aller Tätigkeit aus. Sie geht nicht nur den Einzelnen an, sie ordnet nicht allein sein Verhältnis zu der großen, alles umfassenden Welt, sondern regelt auch die Beziehungen zu den engeren Gemeinschaftsformen seines Lebenskreises. Sie „löscht allen unberechtigten Egoismus aus." Der Mensch lernt es, über sich hinauszusehen und sein Wirken nach den Bedürfnissen der Gemeinschaft zu bestimmen.

d) Blick auf die Dichtung.

Aus diesen Einsichten ergibt sich Hebbels Stellung zu seiner Kunst. Am Anfang seiner Dramatikerlaufbahn deutet er an, was sein Werk von dem anderer Dramatiker trenne. Ueber seine Dramen urteilt er: „Ihr Unterscheidendes liegt wohl darin, daß ich die Lösung, die andere Dramatiker nur nicht zuwege bringen, gar nicht versuche, sondern die Individuen als nichtig überspringend, die Fragen immer unmittelbar an die Gottheit anknüpfe." (II. 2. 73, 2174.) Hebbels Wirken als Dramatiker ist unlöslich verbunden mit den Ideen über All und Individuum, ja ist erst aus der Kenntnis dieser Gedankengänge zu verstehen. Die dichterische Form für seine großen Pläne und Gedanken war ihm nicht ganz zu finden vergönnt. Doch aus jeder Tragödie spricht der gewaltige Gedanke des Pantragismus. Er erhebt jedes Werk zum Sinnbild von Hebbels Welt-

schau und lehrt die kleinen Nöte des Alltags in ihrer Enge und Beschränktheit erkennen. Stolz muß den Menschen erfüllen, der sich bewußt wird, daß hier ein Dichter an das letzte und tiefste Geheimnis des Seins gerührt hat und ihm seinen Sinn zu entnehmen suchte. In schier übermenschliche Höhe entrückt Hebbels Gedanke den Leser — und doch erschöpft er sich nicht in Annahmen und Hypothesen, die in Gefahr bringen, das kleine Sein zu vernachlässigen und der Dichtung Aufgaben zuzuweisen, die sie dem Menschen entfremden. Die allverbindende Kraft, die dem Werk jedes schöpferischen Menschen entströmen muß, verlangt er auch von der Dichtung: „Ahnung und alles was damit zusammenhängt, existiert nur in der Poesie, deren eigentliche Aufgabe darin besteht, das verknöcherte All wieder flüssig zu machen und die vereinzelten Wesen, die in sich selbst erfrieren, durch geheime Fäden wieder zusammenzuknüpfen, um so die Wärme von dem einen zum anderen hinüberzuleiten." (II. 2. 404, 3140.) So schließt sich aufs schönste der Kreis von Hebbels Gedankenlauf und findet seine letzte Folgerung in der Aufforderung, für die anderen zu wirken. Wie jeder auf seinem Gebiet an der Ueberwindung der Vereinzelung, die als schuldhafter Abfall im Metaphysischen begann, zu wirken hat, so hat auch der Dichter die Aufgabe, sie auf seine Weise zu überwinden und fern vom l'art pour l'art-Standpunkt gemeinschaftsbildend und gemeinschaftsdienend tätig zu sein. (Vgl. u. S. 36.)

e) Das große Individuum.

Hebbel mißt dem großen Einzelnen in der Geschichte hohe Bedeutung bei. Seinen Wert sieht er nicht im stillen Genuß eigener Größe und Ueberlegenheit. Das große Individuum hat als Führer seiner Mitmenschen an der Ueberwindung des Gegensatzes All — Individuum zu arbeiten, hat gemeinschaftsbildend zu wirken und der Menschheit neue Lebenswege zu eröffnen. Das große Individuum ist der Masse (vgl. unten S. 16.), nicht der Gattung gegenüber zu stellen. Erst so wird seine Bedeutung wirklich erkennbar. Eine gewisse Spannung zwischen den Gedanken über Gattung (vgl. oben S. 12.), Gesetz und großes Individuum ist nicht zu leugnen, wenn man auch von sich ausschließenden Gegensätzen nicht sprechen kann. Die Begabung und Befähigung heben das große Individuum weit über die Mitmenschen hinaus. „Die Geschichte mündet doch eigentlich nur in die Individuen, wie sie von ihnen ausgeht. Die Masse zieht davon, ob ein Stadium zurückgelegt ist oder nicht, keinen oder doch nicht den rechten Vorteil, aber ein großes Ich, obgleich es alle früheren Stadien durchlaufen muß, denn was auf der allgemeinen Mühle vermahlen ist, wird dem Einzelnen immer wieder aufgeschüttet, kommt schneller hindurch." (II. 2. 381, 3048.) Nur das große Individuum lernt aus der Geschichte, wie es sie auch bestimmt und sie nur für es zu bestehen scheint. In ihm ist der Werdegang der Welt in kurzer

Zeit durchlaufen. Es darf Achtung für sich fordern: „So wenig die Erde als Erde die Aepfel und Trauben erzeugen kann, sondern erst Bäume usw. treiben muß, ebenso wenig die Völker als Völker große Leistungen, sondern nur große Individuen. Darum, ihr Herren Nivellisten, Respekt für Könige, Propheten, Dichter!“ (II. 3. 419, 5013.) Hebbel verkennt es nicht, daß in den Völkern der Keim zu großen Leistungen liege, aber der eigentliche Ursprung ist ihm doch der große Mensch in ihnen. In der Menschheit ruht bei der ihr innewohnenden Veranlagung der Einzelnen zu großer Tat und Schöpfung ein ungeheurer Schatz. „Die Menschheit ist ein Kapital, das nie zu heben ist. Von Zeit zu Zeit fallen in einem großen Individuum die Zinsen.“ (II. 3. 438, 5114.) Der Wert der Menschheit wie jedes Volkes liegt in seinen großen Individuen: das ist die Ansicht Hebbels, die aus seiner Hochschätzung des großen Einzelnen spricht. Er ist unvoreingenommen genug, große Leistungen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens anzuerkennen, wenn er auch nie leugnet, daß die große künstlerische Tat, das Meisterwerk der Kunst, zumal der Dichtung, besonders hoch steht. Die Leistung eines Dichters kann den Wert eines ganzen Volkes bestimmen; so schreibt er an Elise Lensing, Deutschland verdanke sein „geistiges Conto-Courant“ ausschließlich Goethe. Auch dem gewaltigen militärischen und staatsmännischen Genie zollt er Achtung. Napoleons Bedeutung wird in seiner Jugend von ihm öfter in überschwänglicher Weise betont; man darf nicht vergessen, daß Hebbels Zeit noch vollständig unter dem Eindruck der dämonischen Persönlichkeit des Korsen stand und in weiten Kreisen Deutschlands der Napoleonhaß der Befreiungskriege in einen Napoleonkult umgeschlagen war.

Vollständig verfehlt wäre es, Hebbel wegen seiner Hochachtung vor dem Individuum zum „Individualisten“ zu stempeln. Aller individuelle Wert leitet sich aus dem Ganzen her: so lautet die Ueberzeugung seiner Reifezeit, in der tatsächlich vorhandene „individualistische“ Auffassungen der Jugend überwunden sind. Aus den Bedürfnissen und Ansprüchen des Ganzen ergeben sich die Aufgaben des Individuums, nicht aus individueller Wesensart. Entscheidend bleibt der Ursprung alles Individuellen, der aus Schuld besteht, mag auch in der Verkörperung eines großen Einzelnen der Geschichte die tragische Urschuld gemildert zu sein scheinen und aus seiner Leistung die Ganzheit des Seins hervorleuchten.

f) Die Masse.

Aus der Beurteilung des großen Individuums ergibt sich für Hebbel der Maßstab zum Urteil über die führerlose, ungebändigte Menschenzahl, die Masse. Masse ist für die Betrachtung Hebbels nicht die Gesamtheit der Menschen, nicht die Gattung, sie ist auch nicht eine festgefügte Gesellschaft. In ihr sind nicht die wertvollen

Individuen eingeschlossen, sie stehen außerhalb. Da in der Masse nicht die Kräfte zu großer, schöpferischer Leistung enthalten sind, sondern der Durchschnitt herrscht, erscheint sie nicht in günstiger Beleuchtung. Ihr zähes Beharren in Rückständigkeit und Dummheit, ihren Mangel an Bildungswillen kennzeichnet Hebbel mit den kurzen Worten: „Die Masse macht keine Fortschritte." (II. 1. 256, 1206.) Dem Dramatiker Hebbel erwächst in seinen Werken die Pflicht, Massen auf die Bühne zu bringen. In den Szenen, die das Wollen und Drängen der führerlosen, nur von ihren abgründigen, im Instinkt wurzelnden Triebkräften bewegten Masse darstellen, entsteht ihm diese Aufgabe. Aus seiner Kunst gewinnt er die Fähigkeit, die Eigenschaften der Masse zu erkennen und Vorgänge der Geschichte, die von ihr bestimmt wurden, zu verstehen. Zu fruchtbarer Einheit verbinden sich Kunst und Leben, und es wird klar, daß wahre Kunst tiefstes Leben widerspiegelt, ja letztlich selber ist. Der große Einzelne, die Gestalt etwa, die in der Dramenreihe seit der „Mariamne" Hebbels schöpferisches Interesse weckt, kennt die Bindungen, die ihm auferlegt sind, er weiß von den Fäden, die ihn mit dem Urgrund des Seins verbinden. Alles Geschehen, das ihm widerfährt, kann ihn daher nur äußerlich niederschmettern, ihn aber nicht im Innersten treffen; denn er ist nicht auf sich gestellt, er ist nicht der quälenden Einsamkeit verfallen. Sein Leben und Wirken ist metaphysisch verwurzelt und in den Kreislauf der Menschheitsgeschichte und Weltentwicklung eingefügt. Dieses Wissen fehlt vollständig der führerlosen Masse, die Hebbel verstehen und in Volksszenen darzustellen gelernt hat. „Die Erbärmlichkeit des Volks wirkt tragisch, weil es wie losgetrennt vom allgemeinen Nexus erscheint, gleichsam als wüßte es nicht, daß die Erde es trägt und nährt." (II. 3. 353, 4690.)

Am Beispiel der Geschichte Napoleons zeigt Hebbel, wie weit der Mensch als Masse anzusehen und zu behandeln ist. „Napoleons größter Irrtum war, daß er die Menschen nur als Masse, nicht als Individualitäten sah, und daß er auch, wenn eine Individualität sich bei ihm geltend zu machen wußte, in ihr nur die Kraft, nicht aber ihre eigentliche Richtung ehrte und nutzte. Ist dies doch der größte Fortschritt der neueren Zeit, daß der Mensch sich jetzt nicht bloß wohl befinden, sondern auch gelten will. Napoleons siegreiche Widersacher haben aber nichts von ihm gelernt, auch sie sehen nicht ein, daß die jetzige Welt lieber auf eigene Hand umher irren und Nacht und Sturm riskieren, als durch einen Leithammel zu Stalle geführt sein will. Ich halte es für leicht, dies Gelust der Zeit (Bedürfnis ist es noch keineswegs) zu befriedigen, ohne irgend etwas Reelles aufzuopfern; man sollte z. B. die Ordensverteilung zur Sache der Gemeinheit machen." (II. 1. 281, 1326.) Hebbel will nicht sagen, daß die Masse der Menschen würdig geworden ist, sich selbst zu

lenken und auf die Führerschaft des großen Individuums zu verzichten. Wäre dies der Fall, so müßte eine Entwicklung der Masse zu Einsicht und Kenntnis stattgefunden haben — nach Hebbels mehrfach ausgesprochener Meinung eine Unmöglichkeit. — Kein Ziel will die Masse erstreben, das sie unter der Führerschaft des großen Einzelnen nicht erreichen kann. Ihr Wirken läuft nur darauf hinaus, das Joch des Führers abzuschütteln und sich der Zügellosigkeit zu erfreuen. Geltungsbedürfnis bedeutet ihr mehr als Wohlsein. Zweckloses Gewährenlassen zieht die Masse zielbewußtem Geführtwerden vor. Die Art der Wortwahl Hebbels zeigt, wie er zu dieser Haltung steht. Die Hochschätzung des großen Einzelnen bestimmt seine Einstellung. Das moderne Wollen nach Freiheit, besser Zügellosigkeit, war ihm damals, als er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre die obengenannten Worte schrieb, schon ebenso verhaßt und verächtlich wie in der Zeit seiner Reife. Nur die Leistung verdient Freiheit, Leistung geht aber nie von der Masse, sondern nur vom Einzelnen aus. Das moderne Freiheitswollen, das Hebbel nur ein „Gelust der Zeit" ist, kein „Bedürfnis", will er deshalb in so äußerlicher Weise befriedigt haben, wie es selbst veräußerlicht sei: die Ordensverteilung soll von der Gesamtheit vorgenommen werden. Napoleon unterschätzte die Stärke des Individualitätswollens seiner Zeit; Hebbel glaubt darin den tiefsten Grund seines Sturzes zu sehen. Bei der Verehrung Napoleons in seiner Jugendzeit ist es selbstverständlich, auf welcher Seite er steht. In Napoleons Irrtum konnte er keinen tatsächlichen Fehler sehen, der auf Verstoß gegen die Gesetze von Moral und Menschenwürde beruhte, er war ihm nur ein taktisches Versagen, ein Mangel an Kenntnis menschlicher Fehler. Obwohl Napoleon nicht einfach einer Masse gegenüberstand, die es zu beherrschen galt, sondern Völkern und Gemeinschaften, die neben der Masse bedeutende Individuen aufwiesen, war seine Geltung in den Augen seiner Bewunderer ihnen gegenüber so hervorragend, daß er sie als Masse ansehen durfte und damit nach Hebbels Urteil nicht mehr als einen Irrtum, wenn auch seinen größten, beging.

g) Das Gesetz.

Je nachdem Hebbel die Masse oder den großen Einzelnen im Auge hat, bewertet sich das Gesetz jeder Gesellschaft und Gemeinschaft. Unverkennbar ist aber auch bei Hebbel eine Entwicklung von der Ablehnung des Gesetzes in der realen Welt zu einem Bejahen von Bindung und Gesetz in allen Lebenskreisen. Als Siebenundzwanzigjähriger kann deshalb Hebbel noch schreiben: „Die menschliche Gesellschaft, als Ganzes, als Sozietät betrachtet, ist völlig so schlecht wie ihr schlechtestes Individuum. Ihre Gesetze und Einrichtungen sind, was Mord, Raub und Totschlag des einzelnen.

Fürchterlich, aber wahr!" (II. 2. 51, 2040.) Er sieht in der Gesellschaft und ihren Gesetzen vor allem ein Mittel, die schlechten Individuen in Schranken zu halten und an der Schädigung der besseren zu hindern. Unter den auferlegten Bindungen leiden auch die Guten. Nach dieser Einstellung bemißt sich ihr Wert. Das Negative überwiegt und bestimmt den Unwert von Gesellschaft und Bindung. Einen Schritt zur Bejahung des Gesetzes zeigt eine Notiz aus dem Jahr 1847: „Die menschlichen Institutionen wollen den allgemeinen Menschen, der Mensch aber, wer und wie er sei, will sich individualisieren, ja ist individualisiert. Daher der Bruch." (II. 3. 240, 4184.) Nüchtern erklärt er den Gegensatz zwischen Einzelwollen und Gesetzeswollen. Ueber einen Vorrang des einen oder andren äußert er sich nicht; er stellt allein die Tatsachen fest, und fast läßt sich sagen, daß er beiden Strebungen recht gibt. Die Ansicht des reifen Hebbel spricht aus einer Aufzeichnung des Jahres 1850: „Was soll das Gesetz, das Gesetz in jeder Sphäre? Dem Höchsten den Ausdruck geben, dessen der Mensch in seinen besten Momenten, die Menschheit in ihren besten Individuen fähig ist, damit es dem Menschen in seinen schwachen Momenten zu Hülfe komme und die Menscheit gegen ihre schlechten Individuen schütze." (II. 3. 360, 4720.) Das Gesetz ist ihm nicht mehr ein Uebel. Sein Zweck richtet sich auf den Menschen, helfend in fördernder und hindernder Art wirkt es in jedem Lebenskreis. Damit ist seine Bedeutung noch nicht erschöpft. Es stammt nicht aus der Masse und ist nicht ihr Sinnbild, wenn es auch für sie bestimmt ist. „Der Mensch in seinen besten Momenten und die Menschheit in ihren besten Individuen" erzeugen das Gesetz, das deshalb die Ausprägung der höchsten menschlichen Werte darstellt.

Mit diesen Auffassungen hat Hebbel den Höhepunkt seines Denkens über Gesetze und Wert der menschlichen Gemeinschaftsformen erreicht. Zu höherer Bejahung des Gesetzmäßigen konnte er nicht vorschreiten, denn jetzt hatte er in der Welt des Realen die Grundlagen zu einer Auffassung der Gemeinschaft gelegt, die er im Metaphysischen in seiner Lehre vom All schon längst angedeutet hatte. Die Wertschätzung des Gesetzes „in jeder Sphäre" verbindet die Welt des Idealen mit der greifbaren Wirklichkeit und bringt die Gedanken von All, Abspaltung des widerspenstigen Teils, von Masse und großem Individuum miteinander in Zusammenhang und in eine zur Kenntnis von Hebbels Denken fruchtbare Beziehung.

2. Grundlagen des Staates.

Nachdem aus Tagebuchstellen Hebbels Gedanken über All und Individuum in metaphysischer und realer Schau vorgetragen wurden, soll das Wirken der staatsbildenden Kräfte, ebenfalls nach Aufzeichnungen der Tagebücher, dargestellt werden.

Beim Schluß auf Zustände der Vorzeit, in der die Grundlagen der staatlichen Gemeinschaften gelegt wurden, glaubt Hebbel verschiedene staatsbauende Gegebenheiten zu erkennen: Natur, zweckmäßiges Wollen der Menschen, irrationale Kräfte.

a) Natur.

An die Spitze dieses Abschnitts muß Hebbels Satz gestellt werden: „Das höchste Lebensgesetz für Staaten und Individuen ist das Gesetz, sich zu behaupten." (II. 2. 111. 2335.) Der Charakter des Staates als Selbstzweck tritt deutlich vor Augen. Jede Auffassung des Staates als Mittel zu höheren Zwecken wird abgelehnt: die innere Uebereinstimmung mit dem Hegelschen Staatsbegriff ist erkennbar. Demgegenüber scheint ein klarer Widerspruch vorzuliegen, wenn er dem Individuum das gleiche Gesetz der Selbstbehauptung zuerkennt, denn, bis in die letzten Konsequenzen durchdacht, führt der eine Satz zur Staatsomnipotenz, der andre zum schroffen Individualismus. Die bestehende innere Spannung beweist die Unreife manches in den Tagebüchern Vorgetragenen, aber auch die Richtung, in der sich die Sympathien Hebbels in gesellschaftlichen Fragen bewegen. Gegensatz und Spannung zwischen Staat und Individuum sind noch nicht durch die Anerkennung des Vorrangs des einen oder anderen gelöst worden. Beiden gilt Hebbels Achtung, beider Berechtigung ist anerkannt. Die Entscheidung für den Staat ist vom Dichter noch nicht durchgeführt worden, konnte noch nicht durchgeführt werden, da er den Fragen des Verhältnisses von Staat und Individuum bis 1841, als er den oben zitierten Satz schrieb, nur in theoretischen Untersuchungen nachging. Das Staatsproblem mußte ihm erst politische und dichterische Wirklichkeit werden, ehe er sich endgültig entscheiden konnte. Die politischen Geschehnisse seiner Zeit, zumal des Jahres 1848, ließen seine Einstellung zum Staat reifen; das künstlerische Erleben des Rechtes von Staat und Gesellschaft, dem wir die „Agnes Bernauer" verdanken, führte seine Staatsanschauung zur letzten Höhe.

Aus dem Gesetz der Selbstbehauptung, das als höchstes für Staaten und Individuen gelte, spricht ein wichtiger Gedanke: Hebbel hat ein Naturgesetz in den Kreis der menschlichen Gesellschaft übertragen. Die Natur, ihre Kräfte und Gesetze, sind eine Gegebenheit, aus der sich das Entstehen des Staates herleitet. „Der Natur liegt eine ungeheure, geheimnisvolle Kraft zum Grunde, die in ihren Erzeugnissen keineswegs aufgeht... diese Kraft ist daher immer konzentriert... Anders verhält es sich mit der Kraft, die in die Menschheit eingeschlossen ist. Diese ist unter die Einzelnen verteilt, die nebeneinander herlaufen und sich in den Weg treten, für sie gibt es keine Konzentrationsmöglichkeit, und dennoch ist eben Konzentration der ewige Gegenstand ihrer Sehnsucht und zeugt in ver-

zweifelter Selbsthülfe Religionen und Staaten." (II. 1. 395, 1765). Die Gemeinschaftsformen Religion und Staat bilden sich also, fern aller bewußten, zweckhaften Tätigkeit des Menschen aus unbewußten Kräften, die nach Zusammenschluß der Individuen und Ueberwindung aller Vereinzelung drängen. Aus der Ueberzeugung Hebbels, daß allem Geschehen in Natur und Menschheit eine Urkraft zutiefst zugrunde liege, erklärt es sich, daß nach dem Aufspalten in Vereinzelung sich wieder in gewissem Sinn eine rückläufige Bewegung zum Zusammenschluß geltend mache. Die nach ihm strebende Kraft ist bei dem Menschen vereinzelt und zersplittert, ihre Träger stören sich gegenseitig. Deshalb fehlt ihnen Konzentrationsmöglichkeit. Nur auf Auswegen können sie nach Befriedigung ihrer Sehnsucht streben, nicht auf dem geraden Wege kraftvoller Wirksamkeit. Durch diese Hemmnisse ist das Ergebnis bestimmt: Religionen und Staaten sind als Erzeugnisse der Selbsthilfe, nicht als Auswirken des freien Spiels von Naturkräften, der Unvollständigkeit und Fehlerhaftigkeit verfallen.

b) Zweckverband.

Neben den natürlichen, wenn auch aus Verzweiflung stammenden Ursprung des Staates stellt Hebbel noch andre Möglichkeiten der Staatsbildung, deren Zusammenfassung erst die gesamte Ansicht des Dichters über die Entstehung der staatlichen Ordnung ergibt. 1835 urteilt er über die Achterklärungen der mittelalterlichen Kaiser und die Grenzen der staatlichen Machtbefugnisse: „Die alten Achterklärungen der Kaiser von Deutschland hoben eigentlich, statt ein Akt der Gerechtigkeitspflege zu sein, alles Recht auf. In dem Augenblick, wo ein Mensch außer dem Gesetz erklärt wird, wird ihm seine natürliche Freiheit zurückgegeben; gegen den Staat, der ihn nicht mehr als sein Mitglied anerkennt, hat er auch nicht mehr die Pflichten eines Mitgliedes. Er befindet sich ganz im rohen Naturzustande und jeder Einzelne mag ihn betrachten, wie ein wildes Tier, an dem er sich nicht allein deshalb vergreifen darf, wenn es ihm geschadet hat, sondern auch deswegen, weil es ihm schaden kann; nur der Staat selbst, als Gesamtheit, hat kein Recht der Strafe, denn durch das Hinausstoßen aus seiner Mitte hat er den Menschen selbst dispensiert von den Gesetzen, die nur Kraft für den haben, der auch ihre Vorteile genießt." (II. 1, 18,78.) Auch hier steht das Recht des Staates gegen das Recht des Individuums. Beide sind nicht nebeneinander gleichberechtigt. Das staatliche Recht zieht seine Kraft erst aus dem Individuum, es ist nicht von vornherein gegeben. Der Nutzen des Individuums bestimmt die Grenzen, innerhalb deren es dem Staat unterworfen ist. So ist das Denken des jungen Hebbel über das Staatliche, also eine Erscheinung der konkreten Welt, durch und durch individualistisch. Noch weit ist

der Weg, den Hebbels Entwicklung bis zum vollen, restlosen Bejahen staatlicher und allgemein gesellschaftlicher Rechte zu führen hat. Zwei literarische Einflüsse sprechen aus der Notiz Nr. 78: Kleists „Michael Kohlhaas" (auf den sich die ganze Stelle wohl bezieht) und Rousseaus gesellschaftstheoretische Gedanken. Wie in Kleists Werk der geschädigte Kohlhaas sein individuelles Recht gegen die ganze Welt in den Mittelpunkt stellt, so betrachtet das durch die Achterklärung geschädigte Individuum sich als in ähnlichem Kriegszustand zum Staat befindlich. Durch die Verletzung der individuellen Freiheit ist der Urzustand wieder hergestellt, in dem das Individuum nach Rousseaus und auch Hebbels Ansicht früher stand. Jede Entscheidung, die rechtliche Begründung haben soll, wird in der genannten Notiz aus Hebbels Jugend in das Individuum verlegt. Aus seinem Nutzen entspringt alle Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft. Das Verhältnis besteht nicht mehr zwischen Individuum und Staat, sondern nur zwischen Individuen. Alle die Einzelnen angehenden Fragen werden nicht vom Recht, sondern von der Gewalt entschieden. Der Ursprung eines Staates, in dem diese Zustände auftreten können, muß durch Vereinbarung von Individuen entstanden sein, die zu ihrem individuellen Nutzen auf kleine Rechte verzichtet haben. Finden sie, daß ihr Nutzen nicht mehr den Bindungen entspricht, die sie eingegangen sind, so ist das Band gesprengt, das sie mit den andren Menschen verknüpft: der Zweckverband hat sich wieder in den rohen Urzustand aufgelöst.

Zusammenschluß bringt Schutz des Einzelnen mit sich. Zum Zwecke dieses Schutzes kann die staatliche Ordnung geschaffen worden sein: „Weil Einer gegen Alle nicht ausreicht, so verbanden sich Alle gegen den Einen, den Verbrecher. So entstand der Staat." (II. 3. 192, 3947.)

c) Religion.

Die Erschütterungen des Revolutionsjahres 1848 veranlaßten Hebbel, besonders eingehend über den Ursprung des Staates nachzudenken. „Man reißt jetzt das Pflaster des Staats und der Gesellschaft auf. Ich habe dabei ein eigentümliches Gefühl. Mir ist, als ob dem Bau, der jetzt zerstört wird, uralte Erfahrungen zu Grunde lägen, aus Zuständen gewonnen, wie sie jetzt wieder im Anzug sind, als ob jeder Pflasterstein auf der umgekehrten Seite die Inschrift trüge: auch wir wissen, daß dies ein Pflasterstein ist, wenn wir ihm gleich das Bild eines Gottes aufgeprägt haben; seht Ihr zu, wie Ihr ohne Pflastersteine, die man für mehr als Pflastersteine hält, fertig werden wollt." (II. 3. 306, 4411.) Skeptisch, ja pessimistisch ist der Grundton von Hebbels Worten. Der Erfolg der radikalen Revolution, die an die Wurzeln des Staatsbaues greift, wird angezweifelt:

auch der Umstürzler des Jahres 1848 wird an die Erfahrungen anknüpfen müssen, die schon in früheren Zeiten bei ähnlichen Umständen gemacht worden sind. Uralte Erfahrungen waren und werden wieder Grundlagen des Staates sein; das Jahr 1848 führte die gleichen Zustände der Unordnung und Verwirrung herauf, wie sie zu andren Zeiten herrschten und nach Ueberwindung durch das feste Gefüge des Staates verlangten. Die Erfahrungen aus Revolutionszeiten, ihrer Gefährdung von Ruhe und Sicherheit, Eigentum und Erwerb fordern Unterdrückung und Beseitigung aller umstürzlerischen Versuche. Die Revolution überwindet sich aus sich selbst, aus ihren Uebertreibungen und Ueberstürztheiten, und erzeugt die staatliche Form. Die Bildung des Staates ist nach Hebbels Anschauung unter Mitwirkung einer maßgebenden Idee vollzogen worden: der Religion. Die Not des Menschen drängte nach Unterdrückung der Zustände von Unsicherheit und Unordnung aus irdischen Nützlichkeitserwägungen und strebte nach Verankerung der geschaffenen Gesellschaftsform im Ueberirdischen, in der Bindung an Gott und Religion. Bei der Begründung des Staates fand sich der Wille des Politikers und des Priesters zusammen. In gewollter Selbsttäuschung über den Wahrheitsgehalt der Religion benutzten die Staatsführer das religiöse Empfinden der Menschen zur Festigung des Staatsbaues. Aus der Kenntnis dieses Vorganges hält es Hebbel für zweifelhaft, ob sich überhaupt eine staatliche Form ohne Mitwirkung religiöser Lehren begründen lasse.

So finden sich bei dieser Erklärung der Grundlagen des Staates rationale und irrationale Elemente zusammen: Erfahrungen und religiöse Meinungen. Den Zusammenhang des staatlichen und religiösen Ursprungs beabsichtigte Hebbel im „Moloch" darzustellen. In einem Brief an Kühne (III. 4,4.) schreibt er über seinen „Moloch": „Ich will darin den Entstehungsprozeß der bis auf unsere Tage fortdauernden, wenn auch durch die Jahrhunderte beträchtlich modifizierten religiösen und politischen Verhältnisse veranschaulichen und mein Held ist der auf dem Titel genannte."

d) Organismus.

Nimmt man die erwähnten Versuche Hebbels, den Staat aus einem Naturbetrieb, aus Zusammenwirken des Staatlichen mit dem Religiösen und aus einer Vereinbarung des Menschen zu erklären, zusammen und sieht nicht in jeder Erklärungsart eine alle andren ausschließende Meinung, so ist die Ansicht des reifen Hebbel, die er 1853 unter dem Eindruck der Staatslehren Platons aussprach, das notwendige Ergebnis seines Denkens: „Der Staat beruht so wenig auf einem bloßen Vertrag wie der Mensch." (II. 3. 449, 5183.) Rationale und irrationale Kräfte bilden den Staat wie den Menschen und beider Existenz ist nur als Organismus denkbar.

3. Staatsform.

a) Staatsform und Individuum.

Aus der Hochschätzung, die Hebbel dem großen Individuum der Geschichte entgegenbringt, ergibt sich die Ueberzeugung, daß es starken Einfluß auf die Staatsform ausübe. Das große Individuum bewirkt den Fortschritt, ihm allein ist die Entwicklung der Welt zu verdanken; Gesetze, die für den Durchschnittsmenschen Geltung haben, werden von dem Großen gesprengt und durch neue ersetzt. Aus sich selber nimmt das Individuum diese Normen und zwingt sie den Mitmenschen auf, mögen sie ihre Berechtigung anerkennen oder nicht. Das Recht zu dieser Handlung wird auf allen Gebieten von dem großen Individuum beansprucht, nicht zuletzt im Bereiche der Staatsführung und Staatsform.

Ein großes Individuum kann die Form des Staates, in dem es lebt, überwunden haben und die Fähigkeit in sich tragen, eine neue Form zu bilden. Die Gestalt Wallensteins und das Werk Schillers gaben Hebbel Gelegenheit, sich über diese Fragen zu äußern. Die Berechtigung der Kritik bleibe unerörtert. Hebbel greift die Ideenlosigkeit des Schillerschen „Wallenstein" an: „..... daß das zur Anschauung gebrachte Problem, welches in dem Mißverhältnis zwischen der bestehenden Staatsform und dem darüber hinaus gewachsenen großen Individuum zu suchen sei, nur durch eine in eben diesem Individuum aufdämmernde höhere Staatsform zu lösen gewesen wäre, daß Schiller es aber nicht allein nicht gelöst, sondern es nicht einmal rein ausgesprochen habe." (II. 3. 161, 3889.) Nur eine Lösung des untragbaren Verhältnisses zwischen dem weiterentwickelten Individuum und der zurückgebliebenen Staatsform gibt es: das vorgeschrittene Individuum müßte aus sich eine neue höhere und bessere Form des staatlichen Lebens finden. In dem Staat, der dem großen Einzelnen entgegensteht, kann die Möglichkeit einer Lösung nicht ruhen: Hebbels Ueberzeugung vom alleinigen Ursprung des Fortschritts der Weltgeschichte aus den einzelnen großen Menschen verbietet diesen Ausweg. (Ganz abgesehen von der künstlerischen Unmöglichkeit in dem Einzelfall Wallenstein.)

Achtung und Wertschätzung der Geschichte eines Volkes sind bei Hebbel von der Staatsidee und der Freiheit der einzelnen Glieder des Volkes abhängig. Nach diesen Gesichtspunkten bewertet er die römische und die germanische Geschichte. „Warum wirkt die despotische römische Geschichte eigentlich nicht so widerlich wie die germanische? Weil die romanische Rechts- und Staatsidee die Freiheit des Individuums ausschließt, während sie sich in der Geschichte (wär es auch nur durch einen tyrannischen Kaiser) doch zuweilen geltend macht; wogegen die germanische Staatsidee sie ein-

schließt, die Geschichte sie aber vermissen läßt." (II. 2. 54, 2056.) Hebbel scheint Einzelzüge der germanischen Geschichte willkürlich verallgemeinert zu haben und fällt so ein überaus ungünstiges Urteil, dessen Fehlerhaftigkeit hier nachzuweisen nicht zur Sache gehört. Wichtig für unsere Betrachtung ist die Bewertung des Einzelnen in Staatsidee und Geschichte. Die tatsächliche Freiheit des Individuums erscheint Hebbel so wertvoll, daß er sie für seine Sympathie oder Antipathie entscheidend sein läßt. Durch die bestimmende Rolle der individuellen Freiheit tritt das Recht des Staates vollständig in den Hintergrund. Gänzlich individualistsich ist daher die damalige Auffassung des Dichters über den Bewertungsmaßstab der germanischen und römischen Geschichte zu nennen. (1840) Erst nach dem tiefen Erleben des Staates, seiner Notwendigkeit und rechtschaffenden Wirksamkeit gelangt Hebbel zu einer Geschichtsauffassung, in deren Mittelpunkt zwar auch die staatliche Idee steht, deren Maßstab aber nicht mehr die individuelle Freiheit darstellt. Das niederdrückende Gefühl, das aus der Kenntnis der „resultatlosen" deutschen Geschichte (S. u. S. 75.) strömte, führte ihn zu anderen historischen Urteilen, die dem Staatlichen in der Geschichte mehr Beachtung zukommen lassen als dem Individuellen.

b) Monarchie.

Einem einzelnen Menschen, der Herrscherpersönlichkeit des absoluten Staates, ist die vollständige Verfügungsmöglichkeit über Millionen Menschen gegeben. Er ist in den seltensten Fällen eines der großen Individuen, die nach Hebbels Auffassung das Recht besitzen, aus sich selbst neue, allgemein bindende Gesetze zu formen. Dagegen sind unter den vom Absolutismus Beherrschten nicht bloß Menschen, die zur unbelehrbaren und unentwickelbaren Masse gehören, sondern auch schöpferische, bedeutende Persönlichkeiten, deren menschheitsförderndes Wirken von absolutistischer Gewalt und Willkür unterdrückt werden kann. (Vgl. u. S. 31.) Von den Gedanken des Rechts und Nutzens der Menschen aus lehnt Hebbel den Absolutismus ab — seine Ablehnung gilt nicht dem Rechtsstaat, der entschieden an seine Glieder Forderungen richtet, die Selbstüberwindung, ja Selbstaufopferung verlangen. Hebbels Kampf gilt dem Absolutismus in der Prägung seiner Zeit, den die Revolution 1848 für kurze Zeit beseitigte. Er erwartete von ihr mehr, wie sein Jahresrückblick 1848 zeigt: „Aber der Absolutismus ist doch, wie es scheint, beseitigt, und daß der nicht wiederkehren kann, möchte ich hoffen. Das ist denn freilich schon ein unendlicher Gewinn." (II. 3. 318, 4481.)

Hebbel ist unvoreingenommen genug, auch große Leistungen des Absolutismus anzuerkennen — allerdings können sie für ihn nur

Verdienste des einzelnen Herrschers, nicht des Systems sein, denn dessen Beseitigung ist ihm ja „ein unendlicher Gewinn." Daher anerkennt er die Bedeutung Friedrich des Großen, selbstverständlich mit den Einschränkungen des Antiabsolutisten: „Friedrich der Zweite war ein Despot, aber ein solcher, dessen Leidenschaft zufällig das Gute war." (II. 1.248, 1158.)

Trotz aller Ablehnung des Absolutismus bekämpft Hebbel nicht das Königtum überhaupt; er sucht auch nicht aus der Existenz der schlechten Könige die Berechtigung zu diesem Kampf zu gewinnen. Ueber diese Fragen berichtet eine Kritik an Philipp II. von Spanien, deren Schärfe abzulehnen ist: „Sicher war Philipp II. nur in dem Sinn ein König, worin ein Straßenräuber oder ein Mordbrenner ein Gesellschaftsmitglied ist, und es wäre sehr unrecht, aus der Beschaffenheit eines solchen Individuums Gründe gegen das Institut herzunehmen, das er repräsentierte. Aber schrecklich ist an diesem Institut doch die Seite, daß die Welt vermöge desselben unter Umständen ein Spielwerk des allerschlechtesten Subjekts werden kann, das sie enthält." (II, 3.168, 3904.)

Das Ergebnis absolutistischer Herrschaft, die Vergewaltigung des Untertans durch die Staatsorgane, geißelt Hebbel mit den bitteren Worten: „Das Volk wird nicht bloß geschunden, es ist dahin gebracht, daß es sich selbst schinden muß." (II. 2. 97, 2270.) Im absoluten Obrigkeitsstaat besteht die Gefahr, daß Krisen und schwere innere Erschütterungen nicht von ihnen her durch Reformen unter Mitarbeit aufbauwilliger Kreise des Volkes beseitigt werden, sondern durch den Machtspruch des absoluten Herrschers, der des Widerhalls bei den Beherrschten entbehrt, überwunden werden sollen: „Das Ende eines Fiebers dekretieren! So machens jetzt die Staatsärzte" (II. 2. 383, 3059.) (Vgl. u. S. 46 ff.) Die harten unnötigen Eingriffe des absoluten Regiments in das Leben des Einzelnen vergleicht Hebbel mit dem Wirken der Natur: „Die Natur sorgt allerhöchst unmittelbar dafür, daß der Mensch Atem holt, aber sie überläßt es ihm selbst, ob er sich auch waschen und sich die Nägel putzen will. Der Staat sollte sie hierin zum Vorbild nehmen." (II. 4. 65, 5431.)

An der Erziehung des künftigen Herrschers zu absolutistischen Grundsätzen übt Hebbel scharfe Kritik, ganz entsprechend seiner Ablehnung des gesamten Absolutismus. „Wie man die Prinzen in der Jugend physisch zu verderben sucht, so später durch den Gedanken des Absolutismus." (II. 3. 305, 4407.) (Vgl. u. S. 56 ff.)

c) Adel.

Der Gesellschaftsschicht, die das absolute Regime stützt, dem Adel, hält Hebbel ihr volksschädigendes Drohnendasein vor. Von ihm fordert er: „Ich will nichts weiter, als daß die Aristokratie für

sich sorgen soll, aber sie soll es nur wirklich tun, für das Jahr, nicht bloß für den Tag." (II. 3. 169, 3907.) Mit einem praktischen Beispiel, der Magnatenherrschaft in Ungarn, begründet Hebbel zum Teil seine Abneigung gegen Adelsherrschaften: „In vielen Gegenden Ungarns kann man auf einem Getreidehaufen verhungern, sagte Graf Szechenyi, den die Magyaren als Märtyrer und Heiligen verehren. Das Wort enthält mehr Anklagen als alle Regierungsorgane zusammengenommen gegen die Magnatenwirtschaft vorbringen können." (II. 4. 288, 6121.)

d) Kommunismus.

Wirtschaftliche Fragen beschäftigen Hebbel zeitlebens. Die Armut, die in der Jugend die ständige Begleiterin seines Lebens war, lehrte ihn die Nöte der unteren Klassen verstehen und auf Besserung ihrer Lage sinnen. Diese Erfahrungen führten ihn zur Auseinandersetzung mit dem Gedanken des Kommunismus. „Die Eigentumsfrage ist eine sehr schwer zu entscheidende. Auf der einen Seite hat jeder, den die Erde trägt, ein Recht darauf, daß sie ihn auch ernähre; auf der anderen würde eine allgemeine Gütergemeinschaft unendlich viele Motive aufheben, die der insolenten Menschennatur notwendig sind, wenn sie nicht erschlaffen soll. Aber, ob es nicht ein Maß des Besitzes geben könnte!" (II. 2. 259, 2748.) Hebbel lehnt den Kommunismus ebenso entschieden wie den Absolutismus ab. Obwohl er von wirtschaftlichen Erwägungen ausgeht, sind es nicht Gründe wirtschaftlicher Natur, die ihn zur Ablehnung des Kommunismus führen. Auch bei dieser Frage ist Hebbels Art zu erkennen, eine Erscheinung des politischen Gesamtlebens nicht aus Mißbehagen an einer Seite, hier der wirtschaftlichen, abzulehnen, sondern nur aus Gründen, die im gesamten Bereich der Menschennatur wurzeln. Nicht nur wirtschaftliche, sondern auch allgemein menschliche Gefahren müßte die Verwirklichung des Kommunismus heraufbeschwören, und sie veranlassen Hebbel zu seiner Bekämpfung. Den kommunistischen Gedanken führt der Dichter auch als Künstler ad absurdum, indem er darlegt, daß echter Kommunismus auch allen geistigen Privatbesitz verbieten müßte. „Die Idee des echten Kommunismus schließt allen Besitz, also auch den geistigen aus. Wenn er ausgeführt wird, so wird nur die Menschheit noch malen, dichten, komponieren. Dichter, Maler, Komponisten wird es nicht mehr geben, denn keiner darf sich nennen und jeder ist ein Verbrecher, der es tut." (II. 3. 231, 4138.) Die Hochachtung Hebbels vor dem großen Individuum, insbesondere der künstlerisch schöpferischen Persönlichkeit, ist der tiefste Grund für seine Ablehnung des nivellierenden, das Große schmähenden Kommunismus. (Vgl. u. S. 58 ff.)

e) Staat, Freiheit, Sittlichkeit.

Wir sahen die negative Seite des Hebbelschen Staatsbildes: seine Unvereinbarkeit mit Absolutismus, Adelsherrschaft und Kommunismus. Aus weiteren Tagebuchaufzeichnungen lassen sich die Grundlagen des Staates erkennen, wie er nach Hebbels Auffassung sein soll. Das Wesen des „sittlichen Staates" wird aus dem Blick auf die Stellung des Individuums in diesem Staat angedeutet. „Im sittlichen Staat ist der Empörungsversuch immer zugleich auch ein Selbstmordversuch, denn da das Individuum nur durch den Staat existiert, so würde es sich in ihm vernichten." (II. 3. 392, 4882.) Aus der Theorie des sittlichen Staates stößt Hebbel in die Wirklichkeit seiner Zeit vor, indem er die Voraussetzungen zur Begründung eines starken Staates umreißt, der nach seiner pessimistischen, wohl stimmungsmäßig zu erklärenden Ansicht von den Deutschen nicht errichtet werden könne: „Zu einem imponierenden, wohl gegründeten Staatsbau werden wir es wohl nicht bringen, das ist unmöglich, wo jeder Stein Schlußstein werden will." (II. 3. 318, 4481.) Dabei lehnt Hebbel weitgehende Freiheit im Staatsbau seines Ideals keineswegs ab, wie es sich aus einer Aeußerung über Amerika ergibt: „Mir deucht, Amerika hat die freien Institutionen und Europa die Menschen, die ihrer zu ihrer Entwicklung bedürfen." (II. 3. 388, 4858.) Wahre Freiheit, die den Staatsbedürfnissen nützt und die einzelnen Menschen fördert, muß sich im freiwilligen Ein- und Unterordnen unter die Gesetze der Gemeinschaft äußern, darf sich nicht in Empörung gegen ihre geheiligten Repräsentanten auswirken. Aus dieser Achtung vor der obersten Führung des Staates wird Hebbels Entrüstung über den Anschlag auf den österreichischen Kaiser (1853) als notwendig empfunden: „Das ärgste Verbrechen andrer Art trifft nur ein einzelnes Individuum, das am Staatsoberhaupt verübte trifft in und mit ihm alle zugleich." (II. 3. 430, 5076.) Hebbel verlangt daher in dem Staat, an dessen Heraufführung er durch seine schriftstellerische Leistung mitarbeitet, neben Freiheit des Einzelnen, die durch seine Unterordnung unter die Erfordernisse des Ganzen begrenzt wird, Achtung vor der Staatsführung.

Hebbels Staatsauffassung ist nach seiner Ueberzeugung in der „Agnes Bernauer" in dichterischer Verklärung dargestellt — in welcher Art und unter welchen Einschränkungen haben wir später festzustellen — und bei der Arbeit an diesem Werk kann er erklären: „Nie habe ich das Verhältnis, worin das Individuum zum Staat steht, so deutlich erkannt wie jetzt, und das ist doch ein großer Gewinn." (II. 3. 413, 4982.) (Vgl. u. S. 74.)

II. Briefe.

Zu Anfang des vorigen Abschnitts, der von den Tagebüchern Hebbels handelte, wurde schon auf den Gegensatz zwischen der Art der Tagebücher und der Briefe hingewiesen.

Die Briefe Hebbels besitzen nicht die Unmittelbarkeit seiner Tagebücher. Zur leidenschaftslosen Betrachtung, die nur auf den Sinn des Beobachteten gerichtet ist, tritt die Rücksicht auf eigenes und fremdes Interesse, auf Verteidigung und Beeinflussung. Nicht immer gibt die Ruhe kühler, zweckbewußter Vernunft den Grundton. Bewegung und Leidenschaft wirken mit. Dinge der innersten Ueberzeugung, die zu den Selbstverständlichkeiten des Dichters gehören und denen er deshalb in seinen vorwiegend für sich selbst bestimmten Tagebüchern keinen Platz einräumt, werden in den Briefen mit Feuer vorgetragen, namentlich in den für unsre Darstellung wichtigen politischen Auseinandersetzungen. Abstraktes Denken über den Staat an sich findet sich selten, viel seltener als in den Tagebüchern. Der Staat erscheint fast immer in der Gestalt eines bestimmten Staates. Die Veranlassung zu Aeußerungen über nationale Fragen ist im Widerstreit der Meinungen und im Aufeinanderprallen der Gegensätze oft gegeben und wird vom Dichter zu Darlegungen seiner Ansichten benutzt. Die Rücksicht auf Gegner und Zweck muß bewertet werden und verhüten, daß in seinen Briefstellen nur echte Aeußerungen seiner Ueberzeugung gesehen werden. Die Briefe sind deshalb schwerer zu beurteilen und nicht immer unmittelbar zur Charakteristik seines Wesens zu verwenden.

In den Tagebüchern tritt der Gedanke an Deutschland fast ganz in den Hintergrund. Bei der Betrachtung der Briefe müssen wir ihn in den Mittelpunkt stellen: diese Feststellung spricht einen wesentlichen inhaltlichen Unterschied zwischen Tagebüchern und Briefen aus; sie sagt, daß Hebbel in den Briefen wirklichkeitsnäher, bodenverbundener, mehr als Mensch zu sehen ist, während aus den Tagebüchern der Hebbel des Gedankens, der sich oft außerhalb des Rahmens von Volk und Staat denkt, hervortritt.

1. Form der politischen Haltung.

a) Hebbel in der Politik.

Politisches Interesse äußert sich bei dem neunzehnjährigen Schreiber bereits in der Form politischer Gedichte. Von dieser „Menge politischer Gedichte" ist nichts mehr erhalten, da sie nicht der Oeffentlichkeit vorgelegt wurden; ihr kritischer Ton verbot es, „obwohl die Wahrheit rein gesagt" war. Wir können also über Art und Inhalt dieser Jugendprodukte des Dichters nur Vermutungen äußern, die sich allein auf die Stelle eines Briefes an seinen Freund Hedde stützen lassen. (III. 1, 20, 14.) Viel wichtiger als der uns verlorene Inhalt ist die Tatsache, die dem genannten Brief zu entnehmen ist: kämpferischer und kritischer Geist erfüllte diese Gedichte. Die gleiche aktive kämpferische Haltung im politischen Bereich läßt sich in späteren Jahren feststellen, als Hebbel in Wien die Revolutionstage erlebte und die Reformbedürftigkeit der deutschen Staatsgebilde mit schmerzhafter Deutlichkeit empfand. Die Bewegungen des Jahres 1848 spielen sich nicht vor seinem Auge ab, sondern er steht großenteils mitten in ihnen. Er selbst äußert seine Verwunderung über diesen Vorgang: „Es ist unglaublich, bis auf welchen Grad der Einzelne von der allgemeinen Bewegung in Anspruch genommen wird, wenn er sich nicht wie ein Gott oder ein Narr, der sich für einen Gott hält, in eine Mauernische zurückziehen will." (III. 4, 122, 18.) Der Mensch wird vom politischen Geschehen beansprucht und ist verpflichtet zu folgen, falls er nicht über oder unter dem Menschlichen zu stehen glaubt. Politik rührt an die Grundlagen des individuellen wie allgemeinen Seins; daraus ergibt sich ihre Bedeutung für Hebbel, der er in aktiver politischen Tätigkeit gerecht zu werden sucht. Er weiß, daß sie nicht unmittelbar seiner Begabung entspricht; er sagt selbst, die „primitiven Kräfte" seien in ihm die poetischen, durch die er am meisten nützen könne.

Hebbels unmittelbar politische Tätigkeit in den Revolutionstagen soll später gestreift werden (vgl. u. S. 42.); hier sei auf seine Aufsätze hingewiesen, durch die er politisch zu wirken und seinen Anteil an der nationalen Aufbau- und Entwicklungsarbeit zu erfüllen sucht. Obwohl ihn keine Neigung anregt, befaßt er sich mit der politischen Schriftstellerei und schreibt die „Berichte aus Wien" an die „Augsburger Allgemeine Zeitung". Ueber seine Beweggründe urteilt er: „Ich lieferte derselben in unserer großen politischen Krisis nur aus dem Grunde eine Reihe von Artikeln, weil sich bei einer um sich greifenden verderblichen Feuersbrunst kein Ehrenmann erst fragt, ob er Spritzenmeister ist, zog mich aber augenblicklich wieder zurück und ging an mein Geschäft, als die Gefahr vorüber war." (III. 8, 60, 27.) Der Pflichtgedanke ist entscheidend: er veranlaßt

den Dichter, in den Zeiten staatlicher Not zu politischen Fragen die Feder zu ergreifen, aber nach Herstellung der Ordnung sich wieder der Kunst zu widmen. Bei der politischen Schriftstellerei vermischen sich politische und poetische Gründe, die ihn antreiben und auffordern. Der absolutistische Polizeistaat kennt nach Hebbels Ansicht nicht die Verpflichtung, für den wahren Künstler zu sorgen, er fördert nur den Pseudokünstler. (Vgl. o. S. 25.) Daraus ergibt sich die Unterdrückung wahrer Kunst und die Gefährdung der Existenz des echten Künstlers (eigene gefährdete wirtschaftliche Lage spricht bei diesem Urteil ein gewichtiges Wort!), die Aenderung verlangen. Hier muß Hebbel mitwirken und durch schriftstellerische Arbeit beginnen: „Tritt da nicht die Notwendigkeit ein, diese Zustände zu brechen? Ist es nicht heilige Pflicht, sich hiebei zu beteiligen? Und muß nicht mit offener Aufdeckung des Schadens der Anfang gemacht werden?“ (III. 4. 147, 26.) Hebbel entscheidet sich in Zeiten der Not und beteiligt sich an den großen Vorgängen. Ueber seine Haltung während der Märzrevolution schreibt er: „Es versteht sich von selbst, daß ich mich beteiligte, soweit meine Ueberzeugung und meine Prinzipien es mir gestatteten.“ (III. 5, 51, 22.) Aus allen Worten Hebbels über die Art seiner politischen Betätigung spricht die Kenntnis der Verpflichtung, die ihm als Glied eines Staates auferlegt ist. Er sucht entsprechend dieser Pflicht zu wirken und an der politischen und geistigen Förderung seiner Mitbürger tätig zu sein: nach diesen Einsichten und Ueberzeugungen bestimmt sich seine Haltung in der Politik.

Ein Brief scheint der dargelegten aktivistischen politischen Haltung zu widersprechen und eine spießbürgerlich feige politische Meinung zu spiegeln. In Brief Nr. 228 spricht er die Ansicht aus, „in dem persönlichen Hervortreten bei allgemeinen politischen Angelegenheiten“ liege etwas „Inkonvenables“. Er verurteilt also das männlich freie und entschlossene Auftreten in Zeiten allgemeiner politischer Not und Gefahr. Wir müssen feststellen, daß diese Aeußerung sich auf einen Fall bezieht, der allerdings Hebbel in ungünstigem Licht erscheinen läßt. Er trank nämlich bei einem Fest mit Dänen in Rom auf die Unteilbarkeit Schleswig-Holsteins und Dänemarks. Später bereut er diesen Trinkspruch sehr, wagt ihn aber nicht offen zurückzunehmen, sondern sucht ihm einen anderen Sinn unterzuschieben. (Vgl. u. S. 44.) Sein späteres offenes und mutiges Eintreten für die Heimat sühnt sein unvorsichtiges, wenn auch verständliches Jugendwort. Aus dem ganzen Vorfall, der Hebbel zur Verteidigung drängt und ihn nicht anregt, ein Wort auszusprechen, das er unter allen Umständen zu vertreten genötigt ist, muß man entnehmen, daß die angeführte Aeußerung über das „Inkonvenable“ nur dem Willen zur Selbstverteidigung entspringt, aber keine eigentliche Hebbelsche Ueberzeugung ausspricht. (Vgl. III. 3. 354, 4.)

b) Hebbel über die Politik.

Wir sahen, daß Hebbel sich in der Politik nicht heimisch fühlt, da er hier nicht mit seinen „primitiven Kräften" zu wirken befähigt ist. Der Dichter muß immer Beziehungen zur Dichtung suchen und alle Vorgänge des politischen Lebens im Zusammenhang mit Dichterischem sehen. Das hindert ihn, sich in der rauhen Welt der Wirklichkeit wohl zu fühlen und mit Liebe Gegebenheiten des greifbaren Lebens zu gestalten. Recht ungünstig fällt daher sein Urteil über das Geschehen im politischen Raum aus, an dessen Ablauf er nicht beteiligt ist: er sieht es nur als notwendiges Uebel an, und mißt seine Bedeutung an künstlerischen, an kulturellen Leistungen. „Ehrlich gestanden, ich zittere vor der deutschen Atmosphäre, nicht weil ich nach Art manches anderen albernen Gesellen behaupte, daß man nur unter azurblauem Himmel atmen könne, einzig und allein, weil mir die nächste Frucht der an und für sich höchst bedeutenden und wünschenswerten politischen Bewegungen in einer jede künstlerische Regung erstickenden barbarischen Gleichgültigkeit gegen die höchsten Prozesse des menschlichen Geistes zu bestehen scheint." (III. 3, 265, 1.) Aus dem Vergleich mit künstlerischen Fragen ist zu ersehen, daß die Politik für Hebbel keinen Endzweck besitzt, aus dem Blick auf die Ganzheit des Lebens ergibt sich ihre eingeschränkte Aufgabe und Bestimmung. Hebbel urteilt in einem Brief an Elise über Ruge und Genossen, daß diese Leute gar nicht einsähen, „daß alles Politisieren und Weltbefreien doch nur Vorbereitung auf das Leben, auf die Entwicklung der Kräfte und Organe für Tat und Genuß, sein kann." (III. 3, 73, 15.) Klar spricht der Dichter aus, daß nach seiner Schau von Welt und Leben der Politik nicht zweckhafte Bedeutung zukomme, daß sie nur als Mittel zur Erlangung von Größerem — letztlich von höherem Leben selbst — zu gelten habe. Umgekehrt gewinnt die Kunst des Dichters — besonders sein dramatisches Schaffen — neue Geltung in der ungeliebten Zeit, die an der Oberfläche des Seins haftet und nur Aeußerlichkeiten treibt, nicht der Aufgabe der Verinnerlichung gerecht wird und aus ihr bessere Werte zieht. Ein Brief an Rötscher gibt über diese Gefühle des Dichters Kunde: „Lieber Freund, das Drama ist die einzige Schwimmblase, mit der ich mich über dem Wasser erhalte; ich würde den großen Jammer der Zeit nicht ertragen, wenn ich ihn nicht durch die Kunst mir objektivieren dürfte!" (III. 4. 306, 5.) Hebbel sagt nicht, er wolle durch die Kunst sich dem wirklichen Leben entziehen, sondern er will durch seine Kunst die Wirklichkeit in eine höhere Sphäre heben, die dem tatsächlichen Leben zu erreichen nicht möglich ist.

Die Politik ist nur ein Mittel zur Heraufführung eines höheren, besseren Lebens; für die Gestaltung der Form dieses Mittels gelten nicht absolute Gesetze, sondern nach Hebbels Ansicht ist die poli-

tische Auffassung auf die vom Menschen zurückzuführen: auch hier die Bedingtheit jedes Mittels. „Alle politischen Differenzen unter ehrlichen Leuten, um zum Schluß noch auf diesen Punkt zurückzukommen und eine Bemerkung zu machen, die mir richtig scheint, sind auf den Grundbegriff zurückzuführen, den jeder vom Menschen hat. Wer mit Herder das Geschlecht selbst für unendlich perfektibel hält, der wird von der freiesten Bewegung desselben alles erwarten und also mit Leib und Seele dafür arbeiten. Wer aber umgekehrt glaubt, daß die Natur nur durch das Individuum wieder auf ihre Kosten kommt, wird so wenig die republikanische als die monarchische Staatsform für absolut berechtigt erklären, sondern alles von den Umständen abhängig machen. Dies ist mein Fall..." (III. 7, 151, 21.) Als Ergebnis ist Hebbels Ueberzeugung von der Geltung der Politik als Mittel festzuhalten. Auf seine Stellung zur Staatsform, auf seine Haltung zwischen den Parteien, wird später zurückzukommen sein. (Vgl. u. S. 41 ff.)

2. Ausland und Menschheit.

a) Frankreich.

Die Bedeutung Frankreichs für den Gang der Weltpolitik steht bei dem jungen Hebbel außer aller Frage. Unter dem beherrschenden Eindruck der französischen Revolutionen glaubt er von Frankreich, von Paris aus, dem Angelpunkt der Weltgeschichte seiner Zeit, sich ein neues Jahrtausend vorbereiten zu sehen. Der junge Enthusiast für das Bild der französischen Zustände, das er sich als vollendeten Gegensatz zu deutschen Verhältnissen ausmalt, nicht der Kenner des wirklichen Frankreich, urteilt 1836: „Es liegt etwas Berauschendes in der französischen Luft; ich hätte, wenn ich in der Sprache nicht zu weit zurück wäre, gleich hinein in dieses Land der Freiheit und des Lebens reisen können; dort ists reine Luft, bei uns ists Gewitterluft". (III. 1, 114, 15.) Sein Aufenthalt in Frankreich führt ihn zu nüchterner Betrachtung französischer Art. Der nationale Gegensatz wird ihm deutlich und die Begeisterung wandelt sich zur Achtung vor den demokratischen und liberalen Einrichtungen des öffentlichen Lebens. Namentlich die Nationalgarde übt stärksten Eindruck auf den Dichter aus. „Ein Volk, das selbst die Waffen in der Hand hat! Es läßt sich doch nicht leugnen, Frankreich ist weit, weit voraus." (III. 2, 359, 8.) In einem weiteren Brief an Elise bestätigt er: „Den imponierendsten Eindruck macht die Nationalgarde selbst. Das sind nicht privilegierte Menschenschlächter, die für Lohn auf Vater und Mutter feuern, das sind Bürger, ein unendlicher Fortschritt Frankreichs und das unzerstörbare Fundament seiner liberalen Institutionen." (III. 3, 13, 7.) Die Achtung vor dem Menschen, dem Individuum, die er in den Einrichtungen seines Systems

erkennt, flößt ihm Zutrauen und Verehrung für diesen Staat ein. Nicht allein das Frankreich des Liberalismus ist ihm, dem Deutschen in Paris, schätzenswert, nicht weniger Geltung besitzt ihm Frankreich als historischer Begriff, als Verkörperung zielstrebiger Kräfte, die sich auswirkten und erfüllten und als Vorbild und Vorwurf vor der deutschen Vergangenheit und Gegenwart stehen: „... daß sie sich das Leben zu bereiten verstehen und daß ihre Geschichte sich verleiblicht hat, daß sie aus den Büchern auf die Straßen hinüber spaziert ist, das greift sich mit Händen und niemand kann es besser empfinden als ein Deutscher." (III. 2, 346, 17.) (Vgl. u. S. 47, 75 ff.)

Die Februarrevolution 1848 in Frankreich erweckt bei Hebbel große Hoffnungen. Er schreibt an seinen Freund Gurlitt: „Was sagst Du zu Frankreich? Ich erwarte für Deutschland und ganz Europa die segensreichsten Folgen von diesem überraschend schnell gekommenen Ereignis und habe leicht zu prophezeien, da sie ja überall schon eintreten." (III. 4, 94, 6.) (Vgl. u. S. 56.) Wieder tritt der alte Gedanke auf, von Frankreich verbreite sich für Deutschland und die ganze Welt der segensreichste Einfluß. Im Laufe von Hebbels Entwicklung werden ihm die Erfordernisse des deutschen politischen Lebens klarer, sein Selbstbewußtsein als Deutscher gestattet ihm nicht mehr, ohne Rückblick auf das eigene Volk fremde Art zu verherrlichen und ihren Vorzug kritiklos zu bewundern. Ihm tritt deutlich vor Augen, welche Verdienste sich Deutschland im Interesse anderer Völker erworben hat und welche Forderungen es stellen darf, zum mindesten könne es Dankbarkeit von Frankreich und England beanspruchen. Hebbel verfällt in der Zeit seiner Reife nicht dem Fehler der Jugend, an Frankreich überschwängliches Lob zu richten, doch er begeht auch nicht den ebenso gefährlichen Irrtum, Frankreich und französische Herrscher zu unterschätzen und zu verachten. Er erkennt immer die Leistung an, vergißt aber nicht, die Einschränkung und Begrenzung beizufügen. Sein Urteil über die Napoleoniden nimmt daher in der Reifezeit ein ganz verändertes Aussehen an. Aus ihm spricht nicht mehr die das deutsche Empfinden beleidigende Verehrung.

b) Italien.

Italien besitzt für Hebbels Entwicklungs- und Bildungsgang nicht annähernd die Bedeutung Frankreichs. Auch als politischer Begriff, als an deutsche Verhältnisse gemahnende staatliche Erscheinungsform, ist Italien für Hebbel kein Gegenstand von Vorbildlichkeit oder nur Sympathie. Bei dem Bild, das er entwirft, überwiegen die dunklen Farben. Er sieht Italien vom österreichischen Standpunkt. In Wien erkennt er die Wichtigkeit der italienischen Provinzen für Oesterreich und vertritt die Auffassung, seine Wahlheimat besitze ein Recht auf diese Gegenden, das teils im

Historischen, teils in völkischen Mängeln der Italiener begründet sei. In einem Brief an Uechtritz würdigt er das historische Recht Oesterreichs: „Oesterreich folgte der gebieterischen Notwendigkeit, als es sich der seit den Hohenstaufen mit dem edelsten deutschen Blut gedüngten und nur durch dies deutsche Blut der gänzlichen Versumpfung entgangenen Lombardei hingab." (III. 6. 268, 22.) Ein weiteres Recht der fremdländischen Herrschaft erblickt Hebbel im Fehlen der staatsschöpferischen Befähigung des italienischen Volkes. (S. III. 6, 269, 16.) Die Gründe zu dieser überscharfen Beurteilung will der Dichter in Erfahrungen sehen, die er bei seinem italienischen Aufenthalt sammelte. Die schleswig-holsteinische Frage veranlaßt Hebbel, die Lage der Lombardei und der Herzogtümer zu vergleichen und den Rechtszustand zu prüfen. Er wendet sich gegen deutschfeindliche Pressefeldzüge, die für die Lombardei und Schleswig-Holstein verschiedene Maßstäbe anlegen wollen und beide Male zu Ergebnissen gelangen, die deutschen Interessen und deutschem Rechtsempfinden schärfstens widersprechen. Auf der einen Seite, bei der Frage des österreichischen Besitzes der Lombardei, dürfe man nicht die These vertreten, der Volkswille stehe über Verträgen, wenn man auf der anderen, in der schleswig-holsteinischen Frage, die Behauptung als Recht gelten lasse, daß Verträge vor dem Willen des Volkes Geltung hätten. Hebbels äußerst unsichere persönliche Verhältnisse und trübe Zukunftsaussichten bestimmen seine italienischen Eindrücke, von denen sein ungünstiges Urteil abhängt. Das Leben in Wien fordert Verständnis für österreichische Interessen und er vertritt sie selbst da, wo sie mit den natürlichen Lebensrechten anderer Völker in klarem Widerspruch stehen und nicht durch österreichische Notlage begründet werden. Doch nie sind seine politischen Begründungen ihm ausreichend, das ungünstige Urteil über ein Volk auszusprechen, hinzukommen muß noch, daß dieses Volk minderwertige Eigenschaften besitzt, die das Recht zu Ablehnung und Bekämpfung geben. Bei den Italienern trifft es nach seiner Ansicht zu, denn seine Bewertung wird von der Auffassung vom „falschen, ränkesüchtigen, alles Deutsche verachtenden Italiener" bestimmt. (III. 7, 8, 8.)

c) England.

Erst in reifem Alter hat Hebbel England kennen gelernt. Auch bei der Betrachtung dieses Staates müssen die Aeußerungen über künstlerische Leistungen unbeachtet gelassen werden, wenn wir seiner Meinung vom Staatlichen gerecht werden wollen. Zwei Eigenschaften des Engländers beherrschen die Beurteilung des englischen Staates und Weltreichs: Gesetzlichkeit und Seelenlosigkeit. Die Berücksichtigung beider im Hebbelschen Urteil bedingt seine positive und negative Seite. Hebbel sieht in der Achtung des Eng-

länders vor dem Gesetz eine Eigenschaft, die ihn, den Norddeutschen, sich wie unter Verwandten fühlen läßt. Das englische Volk hat durch den „Respekt, den es vor sich selbst hat", den Grundstein zu seiner Größe gelegt. Eine Aeußerung dieser Achtung vor sich selbst, nur gegen die Angehörigen der anderen Völker gerichtet, ist der englische ehrgeizige Egoismus: „Das ist zugleich das Staats- und Privatprinzip, das allerdings einen Riesenbau zustande gebracht hat, der dem römischen Weltreich an Größe gleich ist, es aber an Solidität bei weitem übertrifft." (III. 7, 201, 26.) Wenn Hebbel diesen Egoismus, dieses Fehlen jeglicher Menschlichkeit im englischen Staatswesen fühlt, dann regen sich bittere Gefühle und äußern sich in scharfem Urteil: „Der Sklave ist für frei erklärt, damit sein Herr der letzten Pflichten gegen ihn los und ledig wird und sich, wenn er ihn an Leib und Seele ausgequetscht hat, nicht mehr um ihn zu kümmern braucht, wie Griechen und Römer mußten." (III. 7, 202, 10.) Die Menschlichkeit ist ein Maßstab geblieben, den Hebbel in der Zeit seiner Reife — man darf sagen: — erst richtig anwendet. Der reife Hebbel erkennt die englische Größe und Macht an, leugnet aber die Schattenseiten nicht: er bemüht sich, gerecht über ein Volk zu urteilen. Aus der verschiedenen Haltung in Jugend- und Mannesjahren läßt sich die Entwicklung ablesen, die er durchlaufen hat, und lassen sich Züge seines Wesens gewinnen, die über den ganzen Hebbel Aufschluß geben.

d) Menschheit.

Nach Briefstellen soll darzustellen versucht werden, wie Hebbel im Laufe seines Lebens sich über weltbürgerliche Ansichten ausspricht. (Vgl. u. S. 45.) Aus dem Jahre 1846, also schon aus der Wiener Zeit, aber noch vor 1848, liegt ein Brief an Gurlitt vor, der über die genannte Frage wertvolle Aufschlüsse gibt: „Ich hasse neue Etablissements von Fürstentümern und das provinzielle Verfestigen in einer Zeit, die, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, dem Völkerbund entgegenstrebt, ich mag kurz vorm jüngsten Tag der Nationalitäten das Rücken mit den Stühlen nicht und hätte aus diesem Grunde wohl gewünscht, daß alles beim alten geblieben wäre." (III. 3, 354, 7.) Die schleswig-holsteinische Frage veranlaßt Hebbel zu diesem Bekenntnis. Wie verschieden sind die Worte, die er über Völkerbund und Nationalitäten spricht, von seinem ergreifenden Mahnen zu deutscher Einheit und Stärke in späterer Zeit! Es ist nicht nötig, bei diesen bald überwundenen Anschauungen stehen zu bleiben. Die schleswig-holsteinische Frage erregt sein Mitgefühl für die bedrängten Landsleute und lehrt ihn Verständnis für deutsche Minderheiten, lehrt ihn weitergreifend nationales Interesse an den Bedürfnissen des unglücklichen, in seiner Zeit gelähmten Gesamtdeutschland gewinnen. Als er zur Achtung

vor Deutschland und den ihm innewohnenden Kräften, zur Sorge für die deutsche Zukunft und Geltung aus der Kenntnis deutscher Geschichte und kultureller Leistungen gelangt ist, muß sein warnendes Wort an die idealistische deutsche Jugend, die denselben Trugbildern nachjagt, die ihn einst umgaukelten, ergreifend wirken. Eingehend berichtet ein Brief an Borcherdt von diesen Warnungen des gereiften Dichters: „Ihre Ansichten über die deutsche Politik werden sich ändern, sobald Sie sich mit dem wirklichen Zustand Europas und mit der moralischen Beschaffenheit seiner Völker gründlich vertraut machen. Die deutsche Jugend kann sich nicht genug von der Ueberzeugung durchdringen, daß man unter den Tieren nicht Mensch sein kann, sondern nur Jäger, Fischer oder Hirt; das Volk ist verloren, das dem borniertesten, mit den Rassen unmittelbar gesetzten Egoismus gegenüber dem Kosmopolitismus huldigt, so wünschenswert es auch an sich wäre, wenn er die Welt regierte." (III. 7, 71, 3.) Hebbel spricht sich nüchtern und realitätsoffen über die Weltpolitik aus, sein Urteil ist fern jeder phantastischen Hoffnung, fast pessimistisch mutet das Weltbild an, das durch seine Worte gezeichnet wird. Und doch kann sich der Dichter, der auch die Welt der düsteren Wirklichkeit mit verklärendem Schimmer zu umkleiden sucht, nicht ganz verleugnen. In dem, was er im Irrealis andeutet: „so wünschenswert es auch an sich wäre", spricht der Schönheits- und Seligkeitssucher, der er zeitlebens bleibt, steckt zugleich ein Rest des ihn früher beherrschenden Kosmopolitismus, wenn auch in wehmütig-verzichtender Form. (Vgl. u. 61 ff.) Wirklich maßgebend und entscheidend für unsere Untersuchung ist Hebbels unzweideutiges, offenes Bekenntnis für das Deutschtum und sein kräftiges Eintreten für das naturhafte Recht der träumerischen Nation, die unter wachen und feindlichen Nachbarn um ihr Leben zu kämpfen hat.

3. Dichtung, Gesellschaft, Parteien.

a) Dichtung und Gesellschaft.

Die Briefe geben dem Dichter oft die Möglichkeit, sich über Fragen des Verhältnisses von Dichtung zu gesellschaftlicher Form, von Verantwortung und Verpflichtung des Dichters gegenüber der Gemeinschaft auszusprechen. Die Beziehung, die Dichter und Gesellschaft verbindet, ist kein bloßes Nützlichkeitsverhältnis für den einen oder anderen Teil. Beiden sind Pflichten auferlegt, beider Zusammenwirken beruht auf gegenseitiger Leistung.

Den blassen Begriff „Gesellschaft" ersetzt Hebbel durch das wirklichkeitsnahe Wort „Volk" in einem Brief an Elise, der Gedanken des Dichters über die angedeutete Frage enthält. Er geht von dem Plan der Dedikation seiner „Maria Magalena" an den König

von Dänemark aus: „Ersteres tue ich nicht gern, denn in einer Zeit, wo sich ein neues Verhältnis zwischen den Fürsten und den Völkern gestalten will, ist es für einen Schriftsteller, dessen ganze Existenz denn doch von der Achtung seines Volkes abhängt, höchst bedenklich, Bücklinge gegen die Throne zu machen, und aus freiem Willen und wenn ich noch für mich allein dastünde, würde es nie geschehen, so wenig, als ich mich je entschließen werde, den Demos zu haranguieren." (III. 3, 111, 27.) Hebbel fühlt sich nur dem ganzen Volk verpflichtet, nicht einzelnen Klassen oder Regierenden. Seine Auffassung der dichterischen Wirksamkeit verträgt sich nicht mit egoistischer Eigenbrötelei und individualistischem Selbstgenügen: die Anerkennung seines Volkes gibt dem Dichter erst wahre Existenzberechtigung. Hebbel spricht, indem er das Wort Existenz anführt, nicht von den gewiß unumgänglich nötigen materiellen Lebensgrundlagen, die jedes Dasein voraussetzt. Das ist ihm eine Selbstverständlichkeit — obwohl gerade der erste Teil seines Lebens zeigt, daß die maßgebenden Kreise wenig genug zur Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse beitrugen — selbstverständlich ist aber nicht, und deshalb betont er dies besonders, daß die gesamte geistige Existenz eines Schriftstellers in der zustimmenden, anregenden und anerkennenden Atmosphäre der Achtung seines Volkes ruhe. Soll diese Achtung erworben werden, so muß der Dichter und Schriftsteller sich zu großer Leistung emporschwingen: sie berechtigt ihn, Anerkennung von seinem Volk zu fordern. Die Haltung zueinander wird von dem Gedanken gegenseitiger Rücksicht bestimmt; denn wie der Dichter zur Leistung, so ist die große Gemeinschaft, der er entstammt, zur Achtung seines Schaffens verpflichtet. Nur seine Notlage im Jahre 1844 zwingt ihn, sich wieder an den König von Dänemark zu wenden. Die Aeußerung über den „Demos", unter dem wohl nur die vielen, in Vorurteilen befangenen Menschen, die „Masse" in seinem Sinn zu verstehen sind, ist bei Hebbels ganzer Haltung notwendig: er will nicht Eintagsgröße sein, die mit Geschick auf die Gefühle und Stimmungen der Masse zu spekulieren weiß.

In der Art des Urteils über die Gesellschaft seiner Zeit ist eine Wandlung festzustellen, die ganz dem Uebergang von revolutionären, aggressiven zu konservativen gesellschaftlichen Ansichten entspricht. Briefstellen spiegeln diesen Gegensatz wider. Ein Brief an Palleske, schon aus dem Jahre 1847, also kurz vor der Zeit, in der Hebbels konservative, gesellschaftsschützende Aeußerungen mit aller Schärfe vorgetragen werden, fragt: „Wer darf denn von dem Hinzurichtenden fordern, daß er den Henker küsse, und auf diesem Fuß steht doch am Ende jetzt der Dichter zur Gesellschaft." (III. 4, 41, 6.) Ein Jahrzehnt später kann Hebbel auf seinen Kampf für das Fundament der Gesellschaft hinweisen: „Mehr wie irgend einer habe ich vielleicht für das Grundfundament der menschlichen Ge-

sellschaft, das in unseren Tagen auf allen Seiten bedroht ist, gekämpft." (III. 6, 72, 21.) Der Gesellschaftsrevolutionär hat sich zum Schützer der Gesellschaft gewandelt und sagt jeder umstürzenden Neuerung den Kampf an. Die Erlebnisse der Revolutionszeit führten ihm täglich vor Augen, daß jeder gewaltsame Umsturz, so berechtigt sein unmittelbarer Grund auch sei, immer nur der Beginn neuer Erschütterungen werde, die den ganzen gesellschaftlichen Bau ins Wanken brächten. Nur organischer Entwicklung, ruhigem, stetigem Auswirken geistiger Kräfte traut der Dichter in seiner Reifezeit nutzbringende Aenderungen und Fortschritte zu. Ein weiterer Grund seiner konservativen Haltung, allerdings weit weniger wichtiger Art als die genannte innere Entwicklung, zu der ihn Erlebnisse seiner Zeit bestimmen, liegt in der Rücksicht auf die herrschenden gesellschaftlichen Gewalten, deren Gegnerschaft er sich nicht zuziehen will, wenn die Front seiner Feinde, die fast überall gegen ihn arbeiten, nicht zu stark werden und die Möglichkeit seines Wirkens einschränken soll.

Die dichterische Tätigkeit hat sich mit gesellschaftlichen Fragen zu befassen, doch nach Ansicht des reifen Hebbel revolutionäre Ueberstürztheiten abzulehnen, und so findet es sich, daß er in Auseinandersetzungen mit anderen Dichtern, so Jordan (III. 5, 218, 3.) und Freiligrath (III. 7, 325, 16.) auf den gemeinschaftlichen Kampf für das große soziale Problem hinweist, das zutiefst in der Frage des Verhältnisses von Beharren und Weiterentwicklung der Gesellschaft besteht. (Vgl. o. S. 15.)

b) Revolution und Fundament der Gesellschaft.

Das letzte Kapitel führte schon Gedanken Hebbels über Revolutionserscheinungen an. Jetzt soll die Haltung des Dichters zu Revolutionen näher bestimmt werden.

Hebbels Stellung zu Revolutionen ist nicht für alle Lebensabschnitte ganz klar und eindeutig aufzuhellen. Die Art der Briefe vollends gibt nicht immer die Möglichkeit, seine eigentlichen Ueberzeugungen über so heikle Fragen kennen zu lernen. Zu jeder Lebenszeit empfindet Hebbel Abscheu vor der grausamen und brutalen Erhebung von Volksmassen, unberührt bleibt davon seine Sympathie für revolutionäre, geistige Strömungen, die er in seiner Jugend hegt. Volksaufstände in Schleswig-Holstein veranlassen ihn zu den kritischen Worten: „Solche Zustände der Unsicherheit Eigentums und bürgerlicher Ordnung sind entsetzlich, mögen sie entspringen, woher sie wollen. Es ist so schwer, etwas zu erwerben; macht die Erhaltung auch noch Mühe, so weiß ich nicht, was vom Leben übrig bleibt. Es kostet so viel, einen Strom abzudämmen; durchbricht das Volk die Schranken, so kennts keine Grenzen mehr und verrückt jeden Grundstein der Natur, und das umso gewisser,

je mehr Schein des Rechts und wirkliches Recht es für sich hat." (III. 1, 75, 20.) Die Rücksicht auf den Empfänger — Kirchspielschreiber Voß — bestimmt den bürgerlichen Grundton dieses Briefes und verstärkt den Ausdruck der Abneigung Hebbels gegen Erschütterungen der bürgerlichen Ruhe. Der hemmungslose Charakter der losgelassenen Masse, ihre Rücksichtslosigkeit gegen die Gesetze der Natur, ihr Zerstörungsdrang, der mit dem eingebildeten oder tatsächlichen Recht der Bewegung sich steigert: all das zeichnet der junge Hebbel als typische Revolutionserscheinungen und gibt unmißverständlich seine Abneigung gegen sie zu erkennen. Auf den Anschauungsunterricht, den ihm die Revolutionstage in Wien bieten, kommt er später immer wieder zurück. Mit Verachtung stellt er fest, daß die Führer der revolutionierten Massen in keiner Weise wirkliche Führer seien, die für hohe Aufgaben und Ziele einträten. „Und von welchen Hämmeln diese Revolutionsherde geleitet wird! Es ist unglaublich! Ich bewundere Napoleon um die Hälfte nicht mehr wie sonst; sein Spiel war viel leichter als ich dachte." (III. 4, 108, 10.) Symptomatisch für den Wandel der Anschauungen Hebbels über Napoleon und damit auch über Frankreich ist der Hinweis auf dessen Erfolge, die, wie ihm scheint, leichter zu erringen waren, als er früher glaubte. Diese Einsicht ist nicht ein wesentlicher Grund zu seiner gemäßigteren Einschätzung Napoleons — wichtiger sind dem reifen Hebbel nationale Gesichtspunkte — doch sie zeigen die Richtung, in der sich seine Sympathien bewegen. Die Verachtung der Volksführer steigert sich bei dem Dichter, als er das endgültige Ergebnis der Erhebungen des Jahres 1848 sieht: Wiederkehr von Zuständen, die stark an die vormärzliche Zeit erinnern. Dem hemmungslosen, ziellosen Treiben der Volksführer schreibt er eine Mitschuld zu, und Art und Verhalten dieser Männer veranlassen ihn, auf die Revolution überhaupt zu schließen. Er schreibt am 30. Mai 1849 an Kühne: „Sie hatten in der letzten Zeit in Leipzig und Dresden eine traurige Gelegenheit, den holden Leichtsinn kennen zu lernen, mit welchem unsere sogenannten Volksmänner das Höchste und Letzte vergeuden. Gerade so ging es im Oktober in Wien her, darum konnte sich der wahre Freund der Freiheit nur mit Ekel und Abscheu von dieser „Bewegung" abwenden". (III. 4, 158, 15.) (Vgl. u. S. 56.)

c) Volksherrschaft.

Das Problem der Volksherrschaft, des Republikanismus und Demokratismus, im Gedankengang Hebbels soll nach einigen Briefäußerungen beleuchtet werden. Demokratische, liberale Einrichtungen, die er in Frankreich kennen lernt, erfüllen ihn vor dem Jahr 1848 mit Achtung vor dem Demokratismus überhaupt. Im Laufe der Zeit schränkt er seine Wertschätzung auf die Anerkennung der Er-

scheinungen des Demokratismus ein, die den Zwecken des Staatsganzen dienen und sich von doktrinärer Ueberspitzung fernhalten. Nicht um ihrer bloßen Existenz willen erscheinen sie wertvoll, sondern erst dann, wenn die durch sie gebotene Freiheit im Interesse der Gemeinschaft sich auswirkt, ist ihre Bedeutung anzuerkennen. Hebbels Denken über die freiheitliche Staatsform, die dem Volk die Regierungsgewalt überträgt, ist nicht frei von eigenartigen Meinungen, deren Begründung vermißt wird. So ist nicht einzusehen, warum er die Ansicht, christliche Institutionen ließen sich nicht dauerhaft mit einer republikanischen Verfassung vereinigen, als seine Ueberzeugung hinstellt (III. 4, 131, 27.), ohne eine eingehende Erklärung dieses bestreitbaren Satzes zu geben. Berücksichtigt Hebbels Betrachtung nur einzelne Vertreter des demokratischen Gedankens, dann ist sein Urteil immer scharf und ablehnend: das Beispiel der Freiheitsbringer von 1848 wirkt zu stark in ihm nach. Die zielbewußte Politik des dritten Napoleon stellt er dem uferlosen Wollen seiner demokratischen Landsleute gegenüber und er versetzt ihnen einen gutgezielten Seitenhieb, wenn er auf die Erklärung eines Franzosen hin, der Rhein sei noch nicht Frankreichs Losung, schreibt: „ Das glaubte ich ihm nun von Herzen, denn Napoleon wird nie, wie ein deutscher Demokrat, den dritten Schritt vor dem zweiten tun wollen." (III. 7, 4, 22.)

Der Wandel von Hebbels Stellung zum Demokratismus ist dahin zu erklären, daß er in seiner Jugend den demokratischen Einrichtungen immer Verehrung und Anerkennung zukommen läßt, veranlaßt durch die Kenntnis der schlimmen Seiten des Absolutismus und die Bewunderung freiheitlicher Formen in Frankreich. Die Erfahrungen des Revolutionsjahres treiben ihn zu skeptischer Beurteilung von demokratischen Vertretern, Ideen und Einrichtungen und sind maßgebend bei der Ansicht des reifen Hebbel, der mehr und mehr Interesse für den Wert von Bindung und Gesetz aufbringt.

d) Hebbel zwischen den Parteien.

Hebbel ist nicht zum Parteimann geschaffen, seine Stellung ist zwischen den Parteien. Auch auf ihn läßt sich Nietzsches Wort anwenden: „Wer viel denkt, eignet sich nicht zum Parteimann: er denkt sich zu bald durch die Partei hindurch." (Menschliches, Allzumenschliches, Bd. 1, Nr. 579.)

Die Revolutionstage des Jahres 1848 drängten jeden verantwortungsbewußten Bürger zur Entscheidung, auf welcher Seite er Stellung nehmen sollte. Auch Hebbel wird vor diese Frage gestellt und beantwortet sie — doch seine Antwort stimmt nicht mit dem überein, was die Tagesparteien ankündigen, erstreben und erreichen. „Mir ist es im Oktober gegangen, wie es einem Mann gehen

konnte, der das grund- und zwecklose Treiben der demokratischen Partei verachtete und verabscheute, ohne zu der entgegengesetzten das nötige unbedingte Vertrauen fassen zu können." (III. 4. 140, 3.) Hebbel sieht das Gute und Zweckmäßige, das jede Partei mehr oder weniger vertritt, und ihm stimmt er zu; doch vor dem Beschränkten, Verächtlichen, möge es im Programmatischen oder in der politischen Tat liegen, verschließt er nicht die Augen und stellt es an den Pranger, wozu er, der Kenner der Geschichte und Menschennatur, sich verpflichtet fühlt. So ist sein Standpunkt im politischen Tageskampf über die Zeitmeinungen und Wahlversammlungsphrasen erhaben. Seine eigene, unmittelbar politische Tätigkeit — sein zwar mißlungenes Bemühen um einen Sitz in der Nationalversammlung und die lebhafte Teilnahme am politischen Geschehen bei der Wahl des österreichischen Reichstags — beweisen, daß er nicht weltfremd der Politik gegenübersteht und doktrinär auf die Formen ihrer Kampfesweise verzichtet. Die höchsten Güter des Daseins, die kulturellen Errungenschaften, sind ihm der Maßstab seines politischen Urteils; er weiß aber, daß der politische Tageskampf auch zu Zeiten auf sie verzichten muß, doch die großen Linien im Ablauf des politischen Lebens müssen nach der Ansicht des Dichters von den Ansprüchen der erreichten kulturellen Höhe bestimmt werden. Die Politik des Jahres 1848 kann ihn daher nicht befriedigen und sein Urteil muß lauten: „Ich habe alles mit durchgemacht: Studenten- und Pöbelherrschaft, Belagerung, Bombardement und Einnahme der Stadt... Auf welcher Seite ich mich befand, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen; eher würde ich mich noch dem russisichen Zaren anschließen als der scham- und sittenlosen Brutalität, die hier für die Trägerin der Freiheit galt. Ich stand eigentlich allein und tu es jetzt, nun das Heft in andere Hände gekommen, schon wieder." (III. 4, 143,16.) Hebbel leidet unter dem Zwang der Verhältnisse und der Behandlung, die ihm vonseiten der Träger der wechselnden Gewalten zuteil wird. Nachdem Zustände eingetreten sind, die sich zwar gegenüber den vormärzlichen nach Hebbels Urteil gebessert haben, die er aber trotzdem nicht restlos billigen kann, schreibt er 1850: „Ich selbst leide am meisten unter dem Umschwung, denn meine dramatische Tätigkeit ist auf lange wieder paralysiert. Doch werde ich wahrlich meine Weltanschauung nicht deshalb verändern, weil ich ungerecht und undankbar behandelt werde; das widerfuhr mir im Jahre 1848 von den Radikalen ja auch, das wird jedem von jeder Partei widerfahren, der das Mark der Geschichte in den Adern trägt und nicht vom Zeitungsblatt lebt." (III. 4, 197, 8.) Wenn auch Hebbel sich mit sämtlichen Parteien seiner Zeit, mögen sie revolutionäre oder reaktionäre Tendenzen vertreten, nicht einig erklären kann, weil er Uebergriffe und Fehler sieht, eine Idee steht dem reifen Hebbel vor Augen und ihr bleibt er treu: der Gedanke der Einheit Deutschlands. Hätte

eine Partei bestanden, besser eine unwiderstehliche Volksbewegung. die sie zum stets leuchtenden Ziel erkoren hätte, Hebbel hätte eine solche Partei (es wäre keine Partei im Sinne der oben zitierten Worte Nietzsches) nicht verlassen. Ueber sein Wirken für die deutsche Einheit schreibt er 1861: „Ich ließ mich aber so wenig durch die Reaktion als durch die Revolution und das Zwitterding von beiden, das jetzt herrscht, zum Wackeln bringen." (III. 7, 124, 2.) (Vgl. u. S. 47 ff.)

4. Deutschland.

Hebbel ist in doppelter Hinsicht Mensch des deutschen Grenzlandes: nach seiner schleswig-holsteinischen Herkunft und seiner Wahlheimat Wien. Ein solcher Mann ist dazu bestimmt, das Deutschtum besonders tief und eindringlich zu erleben, wesentlicher als der Durchschnittsbinnendeutsche, der sich nie persönlich der Gefährdung seiner deutschen Art ausgesetzt fühlt. Das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum deutschen Stammesboden wird ihm zu innerstem, grundlegendem Erlebnis und legt ihm Verpflichtungen auf, denen er nach Ueberwindung der kosmopolitisch und fremdländisch bestimmten Jugendeindrücke in seinem Werk gerecht zu werden sucht. Die durch das Stipendium Dänemarks ermöglichten Auslandsreisen fördern und beschleunigen seinen Weg zu Deutschland. Sein autobiographischer Bericht an Ruge sagt: „... der Deutsche befestigte sich in mir durch die Nähe des Gegensatzes nur um so mehr..." (III. 5, 48, 19.) Zur vollen Einsicht in die Notwendigkeit, daß der Deutsche, wenn er wirklich mit innerer Befriedigung seiner nationalen Pflicht genügen wolle, in die deutsche Heimat zurückkehren müsse, gelangt er nach seiner Seßhaftmachung in Wien. Dem Literarhistoriker Hettner rät er zur Rückkehr nach Deutschland und verweist auf das eigene Erleben: „Dringend rate ich Ihnen dazu, ich weiß jetzt aus eigener Erfahrung, daß etwas Kräftigendes in der vaterländischen Luft liegt, was man selbst im Paradies entbehren würde." (III. 3, 309, 29.) Ein solcher Mensch, der im Erlebnis des Heimischen fest wurzelt, zieht seine stärksten Kräfte aus dem Irrationalen. Seine Kampfstellung gegen den destruktiven Rationalismus, dem er unter dem Einfluß des Zeitgeistes selbst Tribut zahlen mußte, ist selbstverständlich. „Der flache Rationalismus unserer Tage mit seiner abstrakten Konsequenzmacherei hat keinen entschiedeneren Feind als mich." (III. 5, 218, 5.)

a) Heimat.

Die Liebe des Menschen zu seiner engeren Heimat, der Landschaft und dem Volksstamm, denen er angehört, ist die Voraussetzung seiner Liebe zu der großen Nation, die die einzelnen

Stämme in sich begreift und zur Einheit erhebt. In einem Briefe aus dem Jahr 1836 (III. 1. 46, 14.) spricht Hebbel über den Begriff der Vaterlandsliebe. Gemeint ist die Liebe zur engeren Heimat, nicht zur ganzen Nation. Die Beziehungen zwischen dem Einzelnen und der Heimat nehmen den Charakter eines menschlichen Verhältnisses an. Das Vaterland hat die Eigenschaften eines Freundes. Wie man menschliche Freundschaft erst schätzen lernt, wenn an Trennung gedacht werden muß, so fühlt man die Liebe zum heimischen Volksstamm und Land besonders beim Abschied von ihnen. Die Kenntnis dieser Gefühle und Stimmungen erfährt Hebbel aus seinem Verhältnis zu Dithmarschen. Die Geschichte dieses Landes erfüllt ihn zu jeder Zeit mit Stolz und Befriedigung. Ihre Erforschung zählt zu seinen liebsten Jugendplänen. An Elise schreibt er: „Gustav Schwab sprach manches mit mir über Dithmarschen und forderte mich auf, dithmarsische Geschichte zu bearbeiten wie er und Uhland schwäbische bearbeitet haben. Dir ist bekannt, daß dies ohnehin zu meinen liebsten Plänen für die Zukunft gehört." (III. 1, 99, 6.) Verwirklicht wird nichts; seine Reisen und der Aufenthalt in Wien machen es unmöglich. Hinweise auf die dithmarsische Geschichte finden sich fast immer, wenn er über Herkunft und Heimat spricht. Ein Geschehnis der dithmarsischen Geschichte sucht er in dem Torso „Die Dithmarscher" zu behandeln. Aus künstlerischen Gründen — Fehlen eines individuellen Helden — stellt er das Werk nicht fertig. An ein Versiegen seines Interesses am Stoff darf man nicht denken. Noch oft genug zeigt Hebbel, mit welcher Hingabe und Liebe er mit der Heimat verbunden bleibt. Allein die trüben Tage Schleswig-Holsteins müssen ihn aufrütteln und zur Stellungnahme zwingen. Die Lage dieses Landes bedrückt Hebbel persönlich in starkem Maß. Seine Gleichgültigkeit gegenüber der dänischen Herrschaft, gefördert durch die mißliche wirtschaftliche Lage, die ihn bei dem dänischen König um ein Stipendium vorsprechen läßt, schwindet, als er von Uebergriffen der Dänen erfährt. Wenig bedachte Äußerungen, die auf Einverständnis mit der dänischen Herrschaft schließen lassen, reuen ihn später. (Vgl. o. S. 31.) Er gibt den Holsteinern recht, sich gegen die dänische Herrschaft aufzulehnen. „Aber seit die Dänen verrückt geworden sind, haben die Holsteiner sehr recht, eine scharfe Linie zwischen ihnen und sich zu ziehen." (III. 3. 354, 13). An ihr Recht, sich unter allen Umständen zu befreien, glaubt Hebbel also damals (1846) noch nicht. Das deutsche Empfinden spricht noch nicht laut und vernehmlich genug in ihm. Erst müssen die Erschütterungen der Revolutionszeit und die Kämpfe gegen Dänemark, die Erfolge und der klägliche abschließende Mißerfolg kommen, ehe Hebbel mit dem Gefühl der Selbstverständlichkeit deutsche Herrschaft in deutschem Gebiet fordert und der großdeutsche Gedanke in ihm zu beherrschender Gewalt anwächst. Ein Brief an

Bamberg spricht von Hebbels politischer und nationaler Entwicklung und seinem Verhältnis zu Schleswig-Holstein. „Bis 1848 war ich bloß Mensch; 1848 mußte ich mich wieder auf den Deutschen besinnen; 1850 gar auf den Schleswig-Holsteiner. Aber ich war bald wieder Schleswig-Holsteiner, und zwar mit Haut und Haar, denn wenn man ganze Bahnzüge mit Toten und Verwundeten ankommen sieht, wie ich in Altona, so macht die Stammesverwandtschaft sich mächtig wieder geltend. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß Deutschlands Schmach und Mißgeschick mich drückt wie ein persönliches Leid, und daß ich erst seit dem schmählichen Umschwung der Dinge, der uns in den tiefsten Abgrund hinunterwirbeln zu sollen scheint, das natürliche Band kenne, was den Menschen mit seinem Vaterland verknüpft." (III. 4, 241, 26.) (Vgl. o. S. 36.) Mit Vorsicht ist dies Geständnis Hebbels aufzunehmen. Wir besitzen genug Zeugnisse, daß er auch schon vor 1848 deutsch empfand, wennn auch nicht in der Eindringlichkeit wie in seiner Reifezeit. Auch sein Gefühl für die engere Heimat wird nicht erst 1850 wach und rege. Zweifellos übt das politische Geschehen der Zeit starken Einfluß auf ihn aus. Doch eine derart selbständige Natur wie Hebbel kann nicht durch äußere Beeinflussung so grundsätzlich und wesentlich umgestimmt werden, wie es sein Wort an Bamberg ausspricht. Auf echte Trauer läßt es schließen, wenn er erklärt, über die Schmach und das Mißgeschick des Vaterlandes nicht schreiben zu können.

Die Entrüstung über die seiner Heimat von Dänemark zugefügte Schmach läßt Hebbel bittere Worte sprechen, die weit über seine tatsächliche politische Meinung hinausgehen: „Dies Dänemark, das deutsche Provinz werden und uns eine Flotte mitbringen sollte, darf uns im Ernst und mit Erfolg necken und drohen." (III, 4, 220, 8.) Interessant ist der Hinweis auf die Flotte. Hebbel hat also schon in seiner Zeit klar die Notwendigkeit der Schaffung einer deutschen Flotte erkannt. Wie weit ist hier der Dichter den kurzsichtigen Tagespolitikern voraus! (Vgl. u. S. 61, 77 ff.)

b) Kritik an Deutschland.

Die mißlichen innerpolitischen Zustände Deutschlands und seine außenpolitische Schwäche reizen den jungen Hebbel zur Kritik. Die unnatürliche, unfruchtbare Form des Deutschen Bundes ist die Zielscheibe seines Angriffs. „Von dem Deutschen Bund erwarte ich jeden denkbaren Unsinn." (III. 1, 53, 8.) Von der Form des Reiches schließt er auf den einzelnen Angehörigen und beabsichtigt, seine Schwächen und Fehler in satirischer Beleuchtung zu zeigen. Von seinem Plan des „Deutschen Philisters" erklärt er: „Ich denke darin ein Gemälde zu liefern, welches unsere ganze Zeit abspiegelt und erklärt. Der Titel ist: „Der deutsche Philister" und

mein Held ein Mann, der immer recht hat, nur nicht in seinen Gründen." (III. 1, 215, 12.) Wenn Hebbel auch schreibt, er habe sich für einen humoristischen Stoff entschieden, so verbietet sein Ernst, allzu leichtfertig über deutsche Schwächen zu urteilen und er gibt zu, daß das Wort „humoristisch" nicht bezeichnend genug ist.

Nicht nur die politischen Zustände Deutschlands geben dem jungen Dichter Anlaß zum Angriff. Er sieht, daß auch das ganze geistige Leben von den unfruchtbaren staatlichen Verhältnissen beeinflußt ist. Die mit seinem früh verstorbenen Freund Emil Rousseau ausgedachten schriftstellerischen Pläne sehen deshalb „einen Kampf mit dem ganzen Deutschland" vor, der Hebbel mit tiefster Sorge erfüllt. Barbarei heißt das Wort, mit dem er den herrschenden Zustand in Deutschland bezeichnet. Die Unterdrückung von Freiheit und Achtung des Menschen durch das absolutistische Regiment veranlassen Hebbel zu diesem bitteren Urteil. „Ich drückte mich ehemals viel zu unbestimmt aus, wenn ich sagte: uns Deutschen stehe eine völlige Barbarei bevor. Sie ist schon da und sie hat die höchsten Gipfel erreicht, denn dieses ist unstreitig der Fall, wenn der Geist nicht bloß ignoriert wird, was zu ertragen wäre, sondern gemißbraucht." (III. 3, 348, 14.) Einzelne Geschehnisse der zeitgenössischen Geschichte geben Hebbel immer wieder Gelegenheit zur Kritik an ganz Deutschland, veranlassen ihn zum Urteil über die Gesamtlage und zeigen die innere Verbundenheit mit dem Leben Deutschlands. Als Schleswig-Holsteiner gehen ihm die Vorgänge beim deutsch-dänischen Krieg besonders nahe und erfüllen ihn mit Scham über das schwächliche deutsche Vorgehen. Der Sieg der Dänen bei Fredericia 1849 preßt ihm die schmerzhaften Fragen ab: „Was sagen Sie zu Deutschland? Zu Friedericia? Ist es nicht um — rot zu werden? Nie hätte ichs gedacht und darf als Rekonvaleszent auch nicht daran denken!" (III. 4, 162,17.) Zu pessimistischem Urteil drängen Hebbel diese Einzelvorgänge der deutschen Geschichte und legen ihm Worte in den Mund, die nur aus seinen verzweifelten Stimmungen zu verstehen sind, aber Einblick geben, wie tief ihn Deutschlands Not und Schmach bedrücken. „Die öffentlichen Zustände sind so hoffnungslos, daß der Egoismus des Individuums Pflicht wird; wenn man gar nicht für das Allgemeine wirken kann, so soll man sein Besonderes retten ... Deutschland wäre verloren, wenn das übrige Europa auf festen Füßen stände, aber glücklicherweise fehlts überall am Messer, uns die Haut abzuziehen, so wohlfeil diese auch zu haben wäre. Das ist mein Trost." (III. 6, 306, 17.) Ergreifend wirkt Hebbels Hinweis, daß man nicht für die Allgemeinheit sorgen könne und deshalb gezwungen sei, egoistisch zu denken und zu handeln. Mit dieser Einsicht hat Hebbel an den tiefsten Fehler des Staatssystems seiner Zeit gerührt: der Absolutismus hält den Einzelnen von der Mitwirkung und Mitverantwortung am

politischen Geschehen fern, zwingt ihn zur Entfremdung vom Staat und treibt ihn zu Unzufriedenheit und Revolution. (Vgl. o. S. 26.)

Die steigende Machtfülle des napoleonischen Frankreich mahnt Hebbel an die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Deutschland. Er warnt vor dem Fehler, die Franzosen zu unterschätzen, und erinnert an die Lehren, die man aus den Kämpfen mit Napoleon I. hätte ziehen sollen: „Mögen die Deutschen, die mit oder ohne ihre Schuld bereits alle möglichen Fehler begangen haben, nur nicht auch noch den letzten, gefährlichsten und folgenreichsten von allen begehen, nämlich den, den Gegner zu unterschätzen. Möge Preußen namentlich sich beizeiten daran erinnern, daß die Schlacht bei Jena vielleicht weniger durch die französischen Kanonen als durch den eigenen Dünkel verloren ging." (III. 6, 365, 13).

c) Deutsche Geschichte.

Kritik übt Hebbel nicht nur an der Gegenwart Deutschlands, sondern auch an seiner Vergangenheit, der deutschen Geschichte. Am Beispiel Frankreichs sieht er, was der deutschen Geschichte fehlt: sie hat sich nicht wie die französische „verleiblicht", sie ist nicht „aus den Büchern auf die Straßen hinüberspaziert" (Vgl. o. S. 34.), sie blieb ziellos, daher wirkt sie tragisch. (Vgl. u. S. 62.) „Ich weiß nur zu gut, daß die deutsche Geschichte eine reinere Verkörperung des tragischen Grundgesetzes ist, wie das beste Drama von Sophokles oder Shakespeare." (III. 6, 269, 3.) Der Deutsche, der sich dieses Werdeganges seines Volkes bewußt wird und sich mit Deutschland innerlich verbunden weiß, kann mit Hebbel über diesen Geschichtsablauf nur tiefes Weh und selbst körperlichen Schmerz empfinden: „Freilich können wir Deutsche kaum durch irgend etwas auf unser Leben und unsere Gesundheit so einstürmen als durch das Studium unsrer Geschichte." (III. 5. 304, 20). Die deutsche Geschichte wird vom tragischen Gesetz durchwaltet: dieser Gesichtspunkt beherrscht Hebbels gesamte deutsche Geschichtsbetrachtung und bestimmt sein pessimistisches Urteil. Er ist aber weit davon entfernt, an ihr zu verzweifeln und ihre ganze Entwicklung zu verdammen. Die glanzvollen großen Epochen, namentlich der gewaltigen mittelalterlichen Kaiserzeit, soll man schätzen und aus ihnen Kraft und Begeisterung für Gegenwart und Zukunft gewinnen. „Ja, ich bin Narr genug, noch größer von der Zukunft als von der Vergangenheit meines Volkes zu denken und ich glaube, daß die Welt bei der Wiedererneuerung des altgermanischen Kaisertums gar nicht so übel fahren würde, da wir mit einer Liebe und Pietät auf fremde Volkseigentümlichkeiten eingehen, die bei Franzosen und Engländern umsonst gesucht wird." (III. 6, 203, 19.) Empörung ergreift Hebbel über die Anmaßung der Slawen und Un-

garn in Oesterreich, das seines deutschen Charakters gänzlich beraubt werden soll. Um die Einbildung dieser Völker zu heilen und ihre Geringschätzung alles Deutschen einzudämmen, verweist er auch hier auf die einstige starke deutsche Herrschaft. „Es ist unglaublich, was man hier jetzt zu hören und zu sehen bekommt; Ziska, Rakoczy und Kosciusko gehen wie lebendig herum, da dürfen wir uns wohl auch einmal wieder an unsere Heroen erinnern, und des gewichtigen Szepters gedenken, das sie alle zu Paaren trieb." (III. 7, 64, 11.) (Vgl. u. S. 62 ff.)

d) Deutsche Einheit.

Ein Ruf spricht aus der deutschen Geschichte: die Mahnung zur Einheit. Den Gedanken ihrer Notwendigkeit sucht Hebbel immer wieder in die Herzen und Hirne seiner deutschen Zeitgenossen einzuhämmern. Hinweise auf Kultur und Geistesleben, auf Vergangenheit und politische Gegenwartsaufgaben verbindet der reife Hebbel mit der Einheit Deutschlands. Für sie kämpft er, sie überragt in seiner Reifezeit an Dringlichkeit und brennender Not die Gedanken von Menschheit und All. An ihr ist er auch menschlich viel mehr interessiert. „Mich erfüllt nichts als der tiefste Schmerz, gerade Deutschland dem tragischen Gesetz, das alle Verständigung der Parteien ausschließt und die Lösung an den Kampf knüpft, verfallen sehen zu müssen." (III. 6, 329, 21.) Die Anfänge einer Ueberwindung dieses ständigen inneren Kampfes, der jeden Fortschritt kultureller und politischer Art verhindert, sieht Hebbel sich durch persönliche Beziehungen geistig führender Männer anbahnen. Ueber seine Annäherung an Gervinus schreibt er: „Sie geht aus dem Gefühl hervor, daß alle geistigen Kräfte der Nation jetzt mehr wie jemals aufs Zusammenhalten angewiesen sind. (III. 5, 107, 14.) Wird diese Annäherung mehr und mehr durchgeführt, dann ist die Hoffnung begründeter als sonst, daß durch den Einfluß der geistigen Führung auch ein politisches Einheitsgefühl zustande kommt, wenn auch die Hoffnung Hebbels 1859 noch verfrüht ist: „Mögen wir Deutsche denn wälschem Trotz gegenüber Alle für Einen stehen und während des Kampfes mit dem äußeren Feind auch im Innern die Bollwerke erringen, ohne die alle Staaten der Erde trotz Kanonen und Bajonetten verloren sind!" (III. 6, 238, 12.) Ueber seine Haltung zu Preußen und Oesterreich, seinen politischen Standpunkt im engeren Sinn, urteilt Hebbel folgendermaßen: „Es ist so wenig der Oesterreichische als der Preußische, sondern der allgemeine Deutsche und ich befinde mich, wie es sich für den geborenen Schleswig-Holsteiner ja auch wohl vor Allen ziemt, immer auf der Seite derjenigen unserer beiden Hauptmächte, die das deutsche Interesse am besten vertritt." (III. 6, 267, 14.)

Die Erringung der Einheit nach innen und außen, auch die Ueberwindung des Dualismus Oesterreich—Preußen ist Hebbels hohes Ideal. Große Schwierigkeiten erwachsen dem Prediger der Einheit in Wien. „... man darf hier eher in der Stephanskirche von der Kanzel die rote Republik predigen als im verborgensten Winkel an die deutsche Einheit mahnen. Der Grund ist einfach: die rote Republik hält man für ein leeres Hirngespinst und nebenbei für eine gute Leimrute, um blinde Vögel zu fangen; die deutsche Einheit aber fürchtet man, obgleich man bei jeder Gelegenheit über sie spottet, und denkt mit Grauen des Tags, wo sie sich, wenn auch einstweilen nur zur Hälfte, realisieren könnte. Ich bin der einzige, der hier den Einheitsgedanken vertritt." (III. 7, 123, 1.) Der Erfolg des Kampfes für die deutsche Einheit ist Hebbel sicher; doch über die Dauer bis zu ihrer Verwirklichung gibt er sich keinen Illusionen hin: „Auf rasches Verständnis darf man freilich nicht rechnen, aber die Zeit kommt ja für jedermann, der über den Moment hinaus lebt, wo die einzelnen bunten Steine sich zum Mosaikbild zusammenschieben." (III. 7, 170, 12.) (Vgl. o. S. 42 ff. u. S. 63 ff., 69 ff., 77 ff.)

Aus der Betrachtung der Tagebücher und Briefe Hebbels gewannen wir die Grundzüge seiner staatlichen und nationalen Ueberzeugungen. Wertvoll ist es daher, zum Schluß Hebbels eigenes Urteil über seinen Nachlaß, der Korrespondenz und Tagebücher umfaßt, wenige Monate vor seinem Tode zu hören: „Dieser wird nicht bloß sehr bedeutend sein, sondern er wird auch rasch und allgemein wirken, denn er umfaßt die ganze soziale und politische Welt. (III. 7, 346, 15.)

III. Berichte aus Wien an die „Augsburger Allgemeine Zeitung."

Das Bild des politischen Menschen Hebbel gewinnt in den Berichten aus dem Jahre 1848 durch die eingehende Ausführlichkeit größere Schärfe, durch die Gegenwartsnähe mehr Frische als die Tagebücher und Briefe vermitteln können. In der kurzen Zeitspanne zwischen dem 15. März und dem 30. Dezember 1848 schrieb Hebbel seine Artikel. Wenn auch das politische Geschehen in diesen wenigen Monaten von Extrem zu Extrem eilte, so war Hebbel als fünfunddreißigjähriger Mann gereift genug, den Weg zur eigenen Ueberzeugung zu finden und ihr selbständig weitgehend Ausdruck zu verleihen. Seinen in den Berichten ausgesprochenen Ansichten ist deshalb größtenteils Reife und Endgültigkeit beizumessen.

Ueberblick über die Geschichte Oesterreichs im Jahre 1848.

Eine knappe Darstellung der österreichischen Geschichte im Jahre 1848 ist vorauszuschicken, da Hebbel in Wien schreibt und vor allem die österreichischen Vorgänge berücksichtigt.

Der Anstoß zur Bewegung der Märztage geht von den Ständen aus, in denen eine Gruppe des Adels und Kreise des gebildeten Bürgertums die Führung besitzen. Ihnen schließen sich die Studenten sofort an, auch die Arbeiter nehmen teil, wenn auch als Mitläufer und durch ihre Notlage gedrängt. Unter dem Druck von Petitionen kommt es zur Entlassung Metternichs, zur Bewilligung von Pressefreiheit, Nationalbewaffnung und Einberufung von Abgeordneten. So ist in den drei Tagen vom 13. bis 15. März die Grundlage zu einem neuen Staatsbau der österreichisch-ungarischen Monarchie geschaffen. Bald nach den Zugeständnissen der Märztage nimmt das Bild der Bewegung ein anderes Aussehen an. Die Metternich feindlichen Adelskreise und das vermögende Bürgertum sind befriedigt und wollen der Revolution Einhalt gebieten. Als kämpferisches Element bleiben nur noch Kleinbürger, Studenten und Arbeiter. Sie verfallen mehr und mehr dem Radikalismus und der Zügellosigkeit. Die Partei der Reaktion ist zunächst in den Hintergrund gedrängt. Ihr Einfluß beschränkt sich auf stilles Wirken in der Umgebung des Kaisers. Inmitten der Reaktionäre, Gemäßigten und Hetzer steht die Persönlichkeit des wohlmeinenden, aber schwachen Monarchen, der seinem Volk alles Gute zukommen lassen will. Bei der schwächlichen

Politik der Regierung besitzt das Studentenkomitee und das Zentralkomitee, dem Mitglieder der studentischen Legion und der Nationalgarde angehören, maßgebenden Einfluß. Der Ministerrat bemüht sich nicht, gemeinsam mit den Ständen die Verfassungsfrage zu lösen, sondern läßt die Verfassung, die zunächst von der Bevölkerung begeistert begrüßt wird, deren Lücken und Fehler man aber bald erkennt, oktroyieren. Durch eine von den Studenten, Arbeitern und der Nationalgarde ausgehende Petition an den Kaiser am 15. Mai wird die Zurückziehung der Verfassung, Einberufung eines konstituierenden Reichstags und Zustimmung zu allgemeinem und gleichem Wahlrecht erreicht. Die Regierung besitzt keinerlei Stütze gegen den Radikalismus — die verfügbaren Truppen kämpfen in Italien — und muß deshalb in allen Punkten nachgeben. Die Rache der Reaktion läßt nicht lange auf sich warten: mit List wird der Kaiser von seiner Umgebung am 17. Mai aus Wien gebracht. Erregung und Bestürzung befällt weite Kreise der radikalen Stürmer, denn der Kaiser sollte nicht bedroht werden. Maßnahmen der Regierung gegen die Studenten stellen die Einheit im radikalen Lager wieder her und führen zu Barrikadenkämpfen, in denen man die Regierung zum Nachgeben zwingt. Die gesamte Macht geht bei der Schwäche des Ministeriums Pillersdorff auf den neugebildeten Sicherheitsausschuß über. Er sorgt für Ruhe und Sicherheit und arbeitet für die Besserstellung der unteren Klassen.

Der am 15. Mai erzwungene konstituierende Reichstag ist von Anfang an durch den Gegensatz der Parteien und Stämme zerrissen. Das deutsche Element erleidet durch die Unerfahrenheit der deutschen Abgeordneten empfindliche Niederlagen.

Am 12. August kehrt Kaiser Ferdinand nach Wien zurück. Seine lange Abwesenheit hat die Sympathien, die er früher bei den Wienern besaß, schwinden lassen. Um so stärker muß deshalb die Geltung der reaktionären Berater bei ihm werden. Die Reaktion kann die Hoffnung auf einen starken Helfer setzen, der noch im Jahre 1848 die entscheidende Rolle spielen soll: das Heer. Nach den glänzenden Siegen in Italien steht es der Hofpartei, der Hauptträgerin der Reaktion, die nach vollständiger Unterwerfung der gegnerischen Kräfte strebt, zur Verfügung. Ein Arbeiteraufstand, hervorgerufen durch Lohnkürzungen der bei staatlichen Erdarbeiten beschäftigten Frauen und Kinder wird durch die Nationalgarde blutig niedergeworfen.

Die ungarische Frage führt den offenen Kampf zwischen der von den Revolutionären beherrschten Stadt Wien und den Kräften der Reaktion herbei. Die Bevölkerung Wiens verfolgt begeistert den Freiheitskampf der Ungarn. Blutige Unruhen brechen aus, als Truppennachschübe aus Wien nach Ungarn abgehen. Schreckliche Pöbelszenen spielen sich in der Stadt ab, die schlimmsten bei der Ermordung des Kriegsministers Latour. Der kaiserliche Hof flieht nach

Olmütz, die Regierung folgt zum größten Teil. Immer mehr wird Wien isoliert, immer mehr kann es als Brandherd der Empörung und Unbotmäßigkeit angeprangert werden. Der günstige Zeitpunkt zum großen Schlag ist gekommen; Fürst Windischgrätz, der führende Kopf der Reaktion, der schon im Juni Prag eroberte, erhält den Oberbefehl über sämtliche Truppen der Monarchie. Auch in Wien verläßt ihn nicht das Waffenglück. Trotz tapferer Verteidigung erstürmt er am 31. Oktober in systematischem Angriff die Stadt und hält ein blutiges Strafgericht ab. Im unglücklichen Wien verfliegen Bürgerstolz und Bürgerheroismus. Die Herrschaft des Absolutismus tritt ihr Erbe an.

1. Die staatliche Idee.

a) Voraussetzungen und Richtlinien des staatlichen Lebens.

In den Berichten bleibt Hebbel seiner Art treu, das Geschehen im politischen Raum nicht einfach darzustellen, ohne den Blick auf die Wurzeln, die Grundlagen des staatlichen Lebens, zu richten. Die Anerkennung und Auswirkungsmöglichkeit dreier Ideen, die sich gegenseitig ergänzen und voraussetzen, muß gewährleistet sein, ehe ein Staatswesen leben kann, das Hebbels Achtung verdient. Freiheit, Bildung und Moral sind die drei Ideen, die dem staatlichen Leben zugrunde liegen und als Richtschnur dienen müssen.

aa) Freiheit.

„Es rächt sich, wir haben es jetzt gesehen, wenn der Kreis der Freiheit nicht so weit ausgedehnt wird wie der Kreis der Bildung sich ausgedehnt hat; es rächt sich jedoch nicht weniger, wenn man den Kreis der Freiheit über den Kreis der Bildung hinaus erweitern, wenn man der Bestialität Raum verschaffen will, sich auszutoben." (I. 10, S. 63, 6.) Bildung und Freiheit stehen in Wechselbeziehung, sie setzen einander voraus. Der Staat ist Erschütterungen ausgesetzt, dessen Form beiden Ideen nicht gerecht wird. Sklaverei und Knechtung ist die Folge der Unterdrückung freiheitlicher Regungen, Bestialität folgt der Vernachlässigung der Bildung. Der Begriff der Freiheit in Hebbels Sinn trägt Züge liberalistischer Herkunft. Nur so ist es verständlich, daß Hebbel das zeitweilige oder dauernde Verbot einer Zeitung, die sich eines sträflichen Angriffs schuldig gemacht hat, in einem Staate, der wie das Oesterreich der Märztage Pressefreiheit besitzt, als nicht haltbar erklärt. Diese Auffassung individueller Freiheit findet sich in fast klassisch zu nennender Prägung bei der Erörterung der Befugnisse der neuen Sicherheitsbehörde: „Die öffentliche Sicherheit ist sehr

wichtig, aber die Achtung der persönlichen Freiheit nicht minder, sogar an Fremden, und es ist kein Ersatz für eine Verhaftung ohne zureichenden Grund, daß der Verhaftete wieder entlassen wird; derjenige, der sie vorgenommen hat, muß bestraft werden, damit er nicht leichtsinnig in das höchste Menschenrecht hineingreife." (I. 10, 75, 11.) Eine derartige Forderung ergibt sich für Hebbel aus der Hochschätzung der allgemeinen Menschenrechte, deren Festlegung in der neuen Verfassung Oesterreichs er „unschätzbar und durchaus befriedigend" nennt.

Die Freiheit der Presse ist ein Begriff, dessen Erörterung sich der Dichter eingehend widmet. Für ihn gehört Pressefreiheit zu den Gütern, die der Menschheit zustehen und deren Gewährung nicht vom Belieben einer Regierung abhängig ist. „Denn wo die Pressefreiheit ungebührlich beschränkt wird, da wird nicht bloß ein Volk, da wird die Menschheit selbst verkürzt und an einem ihrer Glieder verstümmelt, in einem ihrer Organe gelähmt." (I. 10, 134, 14.) Die Auffassung der Presse ist idealistisch, zu idealistisch in einer Zeit, in der alle möglichen Gewalten die Darstellung des Geschehens zu verfälschen suchen und deshalb eine kräftige Führung erforderlich machen, die zielbewußt eine Haltung verkörpert, die sich zum Nutzen des Volksganzen auswirkt. Hebbel sieht diese Notwendigkeit ein, mißt ihr aber nicht genügend Bedeutung bei und spielt nur auf sie an, wenn er von der Ablehnung ungebührlicher Beschränkung spricht. Die Freiheit, die in den Tagen des Umsturzes der Presse zugeteilt wird, führt nicht zu Leistung, sondern zu Zügellosigkeit. Hebbel zieht die Linie von der literarischen Kritik zur politischen Schriftstellerei und zeigt, daß die Hemmungslosigkeit, mit der schriftstellerische Kreise die literarische Kritik ausübten, sich auf die politische Meinungsäußerung auswirkte und dazu führte, daß die Freiheit der Presse eingeschränkt, ja aufgehoben wurde. „Der Frechheit ist die Freiheit, wenigstens momentan, als Opfer gefallen." (I. 10, 137, 28.)

Die ganze zupackende Art des Dichters, die nicht durch den Einfluß weichlicher kosmopolitischer Gedanken beseitigt wird, spricht aus seinen von tiefer Einsicht in das politische Werden zeugenden Worten: „Ich weiß sehr wohl, wie schwer die Linie zwischen Maßregeln, die den Mißbrauch möglichst verhüten und solchen, die den Gebrauch hemmen, zu ziehen ist, nichtsdestoweniger muß sie gezogen werden." (I. 10, 137, 29.) Das Ergebnis seines Denkens über das Verhältnis zwischen individueller Freiheit und Notwendigkeit der Tat, die Einschränkung bringt, ist sein Bekenntnis zum Handeln, zum energischen Eingriff: ein neuer Beweis seiner aktivistischen, kämpferischen Haltung in der Politik, die fern aller Träumerei im Bereich der Wirklichkeit wurzelt.

bb) Bildung.

Der Begriff der Bildung, deren Verwirklichung von maßgebender Bedeutung für das Wahl des Staates ist, setzt bei Hebbel Intelligenz voraus: manche rationalistische Seite seines Wesens wird erkennbar. Hebbel fühlt sich als Vertreter der Intelligenz, der Kreise, die Wissen und Bildung verkörpern. Zu ihrer Verteidigung ergreift er gegen unberechtigte Angriffe das Wort. Einen Grafen fertigt er am Hofe zu Innsbruck ab. „Er hätte die Intelligenz gar zu gern für die Schäden der Gesellschaft, die sie aufgedeckt hat, ohne sie darum gleich beseitigen zu wissen, verantwortlich gemacht; mit demselben Recht natürlich, womit man den Arzt für diejenigen Krankheiten, die er nur kennt, die er aber noch nicht heilen kann, verantwortlich machen würde." (I. 10, 89, 8.) Im Vergleich der Vertreter der Intelligenz mit dem Arzt spricht Hebbel die Bedeutung des Intellektuellen in der Zeit der Krise und Revolution aus: er soll die Führung bei der Gesundung des Volkes übernehmen. Aus dem Mangel an Bildung ergibt sich für Hebbel Zügellosigkeit, das Fehlen politischer Bildung beschwört Radikalismus und Exzesse herauf.

Politische Bildung umfaßt nicht allein theoretisches, abstraktes Wissen, sondern auch Kenntnis von Erfahrungstatsachen. Verantwortungslos und strafwürdig ist daher das politische Wirken und Führen eines Mannes, der nur blasse Theorien kennt, aber dem erfahrungsmäßig zu erfassenden Leben fremd gegenübersteht, ja es durch seine wirklichkeitsfernen Ideen umzugestalten sucht. „Es ist leicht, grauenhaft leicht, eine abstrakte, alles und jedes versprechende Devise auf die Fahne zu sticken, und unter einer solchen Fahne vorwärts zu kommen. Aber es ist unmöglich, die Devise praktisch zu machen und sobald diese Unmöglichkeit sich aufdeckt, ereilt den unwissenden und gewissenlosen Fahnenträger das Gericht." (I. 10, 94, 12.) Die enge Verbindung von Freiheit und Bildung zeigt Hebbel am Beispiel der Männer, die, wie er, nicht hemmungslos Radikalismen zustimmen, sondern nach Zweck und Ziel fragen. Der Verlauf der Erhebung des Jahres 1848 zeigt, daß nicht allein die Radikalen niedergehalten werden, sondern auch die Vertreter gemäßigter Auffassungen, die Intelligenz. Hebbel deutet den Weg an, den diese Kreise gehen müssen, wenn die Anwendung von Gewalt sich gegen sie richtet, er verweist aber auch auf die Verdienste, die sie sich um das Volksganze erworben haben: „Und weiter steht fest: wenn die Intelligenz durch Gewaltmaßregeln zum Schweigen gebracht und geknebelt wird, so treten alle dämonischen Mächte, die sie bis jetzt im Ganzen doch noch darniederhielt, an ihre Stelle, und sie selbst muß sich zu ihnen schlagen." (I. 10, 135, 1.) Bildung und Wissen verlangt Hebbel von dem Volkserzieher, dem Journalisten, und ihn hält er schwerer Strafe schuldig, wenn er „trotz krassester Ignoranz jederzeit hervortreten" will. Wie in man-

chen Staaten, so führt Hebbel aus, die Trunkenheit bestraft wird, weil man die in ihr begangenen Verbrechen nicht strafen kann, so müsse man „die Bildungslosigkeit auch für ihre politischen Räusche verantwortlich machen." (I. 10, 137, 3.) Die Freiheit der Presse wird in den Händen der Radikalen ein gefährliches Werkzeug; die Gründe sieht er sowohl in der Unreife des Volkes wie in der der Führer. Alle begangenen Fehler sind aber auf mangelndes Wissen zurückzuführen: „Wäre das Volk vorbereitet gewesen, hätte es zwischen seinen wahren Interessen und falschen Vorspiegelungen zu unterscheiden gewußt, so würde alles ganz anders gekommen sein." (I. 10, 143, 21.) Gegen die studentische Jugend richtet Hebbel den gleichen Vorwurf: „Auch ihr waren die Quellen der Wissenschaft viel zu kärglich gesprudelt, als daß sie sich gehörig hätte tränken können." (I. 10, 143, 25.)

cc) Moral.

Die stete Betonung der Macht des Moralischen ist kennzeichnend für den Menschen Hebbel, auch wenn er als politischer Beobachter und Mahner auftritt. Moralische Berechtigung ist in der Politik nicht von vornherein gegeben, ist nicht durch Ueberlieferung geschenkt oder durch ein gutes Programm ohne weiteres vorhanden. Sie muß erst durch die Tat erworben werden. Deshalb spricht er seinen Gesinnungsgenossen, den sogenannten Schwarz-Gelben, wie er sie selbst nannte, den Vertretern gemäßigter politischer Ansichten und Verfechtern der Rechte der konstitutionellen Monarchie, noch nicht ein endgültiges Lob aus, weil sie sich endlich zu einer Organisation, dem „Monarchisch-konstitutionellen Verein" zusammenschlossen. Sie werden nach seiner Ueberzeugung erst dann eine moralische Macht darstellen, wenn sie dem Absolutismus wie dem Republikanismus gleichermaßen entschieden Widerstand leisten und sich durch achtunggebietende Männer vertreten lassen. Die moralische Macht der Frankfurter Nationalversammlung ist nach Hebbels Ansicht durch mangelnde Leistung, die auf Doktrinarismus und Inkonsequenz beruht, gefährdet: „Das Parlament kann seinen doktrinären Charakter nicht schnell genug ablegen, sich vor Inkonsequenzen nicht sorgfältig genug hüten. Das ist seine heiligste Pflicht, an deren Erfüllung sich seine moralische Macht, vielleicht sogar seine Existenz in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung knüpft." (I. 10, 129, 33.)

Hebbel sieht mangelnde Moral im Verhalten der Führer, die das Volk zu blutigen Handlungen aufstachelten, im Augenblick der Verwirklichung aber zu hemmen suchen. Vom Politiker ist Einsatzbereitschaft und Wille zur Verantwortung zu fordern. „Nichts ist kläglicher, als erst den Feuerbrand zu werfen, und dann, wenn das Haus in Flammen steht, einen Eimer voll Wasser mit zum Löschen

herbeizuschleppen; das zeigt nur, daß man nicht für seine Taten einzustehen wagt und sich den Gerichten gegenüber decken möchte." (I. 10, 130, 19.) Männlich entschiedene und aktivistische Haltung verleiht dem Handeln des Politikers erst moralische Berechtigung.

b) Abgelehnte politischen Erscheinungen.

aa) Kritik an Errungenschaften der Revolution.

Schon während der Märztage, die auch Hebbel viel an Erfüllendem und Verheißendem bieten, (vgl. o. S. 34), äußert sich manches, was Kritik und offene Ablehnung verlangt. Die Einführung der Pressefreiheit hat ein ungeheures Anschwellen von Literatur aller Art zur Folge; Hebbel würdigt sie, wie sie es verdient. „Leider aber beweist der größte Teil der bis jetzt auf diese Weise erzeugten Literatur mehr für als gegen das Metternich'sche System, denn, um Nullitäten der Art flott zu machen, bedurfte es, die persönlichen Ausfälle abgerechnet, wohl kaum der Pressefreiheit." (I. 10, 60, 30.) Das Pressegesetz wird von Hebbel wie von vielen Zeitgenossen abgelehnt. Seine Forderung spricht er deutlich aus: „Ueber zwei Punkte wird man einig sein: man wird eine klare, möglichst scharfe Bestimmung der Pressevergehen wünschen und ein möglichst liberales Verfahren bei der Untersuchung." (I. 10, 69, 14.) Das neue provisorische Gesetz kommt nach Hebbels Ansicht diesen Forderungen in keiner Weise nach und erweckt deshalb seine lebhafte Mißbilligung.

Die Nationalgarde gehörte zu den ersten Errungenschaften der Märztage. Auch sie ruft schon Erscheinungen hervor, die zu Ablehnung und Bekämpfung auffordern. Die Einführung einer Nationalgarde findet zwar Hebbels vollste Würdigung — wenn er auch selbst als Nichtösterreicher vom Eintritt ausgeschlossen ist — doch zeigen sich in ihr Ansätze zu Spaltung und Zerklüftung, die er aufs schärfste bekämpft. Die Bildung von Legionen verschiedener Klassen und Berufe hält er für gefährlich, weil er dadurch ihren Zweck verfehlt sieht: „Die Nationalgarde soll alle Volksklassen miteinander verbrüdern; wird dieser Zweck durch solche Absonderungen erreicht?" (I. 10, 62, 19.) (Vgl. o. S. 39 ff.)

So finden schon Erscheinungen der Revolution, die noch nicht ausgeartet ist, Hebbels Ablehnung. Seine Kritik wird beißend scharf, wenn er absolutistische Auffassungen oder Ueberstürztheiten des Jahres 1848, namentlich republikanische oder gar kommunistische Umtriebe geißelt.

bb) Absolutismus.

„Der Absolutismus hat mir seine Theater verschlossen, er hat meine Stücke, denen niemand den ethischen Ernst absprechen kann, mag ihr poetischer Wert so zweifelhaft sein wie er will, durch seine

Schergen ins Geschrei der Unsittlichkeit gebracht, und mir durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel gezeigt, daß ich mit meinen, auf die Aufdeckung der sozialen Schäden gerichteten Bestrebungen lästig und unbequem war." (I. 10, 93, 13.) So sieht Hebbel in der Verbindung zur Politik seine dichterische Tätigkeit.

Unerbittlich trifft er absolutistische Auffassungen, die den Schein des Rechtlichen erwecken sollen. „Menschen, die der Bildung gegenüber so argumentieren: welches Eigentum wäre in Oesterreich wohl noch heilig, nun man dem Kaiser das seinige, die absolute Herrschaft nämlich, genommen hat! Solche Menschen sind nicht geeignet vernünftige Ratschläge zu erteilen." (I. 10, 110, 5.)

In einem treffenden Vergleich zeigt Hebbel die Pflichten des Kaisers, die er durch seine Flucht verletzt hat: „Man meint, der Steuermann dürfe deshalb, weil die See hoch gehe, so wenig das Schiff verlassen, als einen beliebigen Stellvertreter ernennen; er sei eben des Wetters halber da." (I. 10, 110, 20.) Nach den Oktoberunruhen verläßt der Kaiser abermals die Nähe Wiens. Scharf verurteilt Hebbel diesen Schritt: „Es ist wohl keiner in Wien, der die am 6. Oktober vorgefallenen Exzesse, der namentlich die an Latour, dem lebenden und dem toten, verübten Scheußlichkeiten nicht beklagt und verabscheut; daß diese Vorgänge aber den konstitutionellen Kaiser nicht berechtigen konnten, die Hauptstadt oder vielmehr die Nähe derselben, abermals zu verlassen, ist über allen Zweifel erhaben. Ein solcher Schritt kann höchstens entschuldigt werden; er steht aber in schneidendem Widerspruch mit den höchsten Pflichten eines Herrschers, der wahrlich nicht sein alles getan hat, wenn er dafür sorgte, daß die Vergoldung des Thronhimmels nicht leidet; er geht aus der durchaus absolutistischen Anschauung hervor, daß das Reich die Privatdomäne des Monarchen sei, der gegenüber er nur Rechte habe, und daß er nichts als seine persönliche Wohlfahrt zu berücksichtigen brauche." (I. 10, 133, 5.)

Den Anhängern der absoluten Monarchie gibt Hebbel den schlimmsten Namen, der ihm für politische Abenteurer zur Verfügung steht, er nennt sie Ultraradikale: „Jene sind nur eine andre Art von Ultraradikalen, die um jeden Preis die alten Zustände wieder herbeiführen möchten und denen zum Teil auch wohl wirklich alles Vertrauen in den Bestand der neuen fehlt. Sie glauben allen Ernstes, der Absolutismus sei nur suspendiert, nicht für alle Zeiten aufgehoben." (I. 10, 123, 29.) Nur zu bald muß Hebbel einsehen, daß der Absolutismus nicht endgültig tot ist, sondern in neuer Gestalt wieder auftaucht. Presseerzeugnisse seien ein beredtes Bild der verwandelten Zeit. „Ich kann nicht schließen, ohne ein Wort über unsere jetzige schlechte Presse hinzuzufügen; wer den Radikalen der Demokratie die Wahrheit sagt, der darf den Radikalen des Konservatismus gegenüber auch nicht schweigen. Sie wird, mit

einigen äußerst sparsamen Ausnahmen, die aber doch zu zaghaft sind, um die Auswüchse zur Verantwortung zu ziehen, wieder vormärzlich." (I. 10, 147, 13.) (Vgl. o. S. 25 ff.)

cc) Linksradikalismus.

Die Vernachlässigung der Bildung führt nach Hebbels Ueberzeugung zur Bestialität. Eine ihrer Aeußerungen ist der Kommunismus, dessen Wüten er am Anfang des Umsturzes in Wien kennenlernt. „Der Kommunismus, die wahnsinnige Ausgeburt fanatischer Köpfe, in denen die großen Ideen unserer Zeit nur halb reif wurden, schien praktisch bei uns hervortreten zu wollen; er durchzog, Freiheit rufend und die Bäcker- und Tabaksläden plündernd, die Vorstädte und begrüßte die ersten gegen ihn anmarschierenden Nationalgardisten naiver Weise, weil sie, wie er, Zerstörungswerkzeuge trugen, als Brüder und Konsorten; er ließ sich aber wieder beschwichtigen. Möchten diejenigen, die ihn theoretisch predigen, Zeugen dieser Szenen gewesen sein; sie würden ihn in seinem innersten Wesen kennen gelernt haben." (I. 10, 62, 29.)

Arbeiterkrawalle zwingen Hebbel, über die Ideen zu urteilen, die verantwortungslose Führer den Arbeitern vortrugen. Er spricht von den „unreifen sozialistischen Träumereien", mit denen man die an sich gesund denkenden Arbeiter ansteckte und zur Erhebung von törichten, die Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens zerstörenden Forderungen anstachelte.

Hebbel bekämpft die republikanische Strömung aufs schärfste; nicht, weil er die Republik bedingungslos ablehnt; er läßt im Gegenteil die Frage offen, ob sie erstrebenswert sei oder nicht, sondern weil seine Zeit noch nicht reif für sie sei: „Ich glaube nicht an den Sieg der Reaktion, so wenig, wie an den Sieg der Republik; wir sind für die eine zu reif, für die andere, mag sie nun im allgemeinen wünschenswert sein oder nicht, auf keinen Fall reif genug." (I. 10, 96, 6.) Versuche, die Republik trotz allen Bedenken historischer und allgemein menschlicher Art einzuführen, kann Hebbel deshalb nur „ein voreiliges republikanisches Experimentieren" nennen, an dessen volle Verwirklichung in Oesterreich er nicht glauben kann.

Die republikanische Strömung kommt einer Forderung, die Hebbel für das Leben der Staaten und Völker aufstellt, nicht entgegen: dem Verlangen, daß eine Staatsform dem Bedürfnis von Volk und Zeit genügen müsse: „. . . ein jeder, der ohne sich um dies Bedürfnis zu kümmern und ausschließlich seinem subjektiven Gelüste folgend die Republik predige, sei zu bekämpfen, bis die Regierungen wider alles Verhoffen und Vermuten durch unzweideutige Rückkehr zum Absolutismus ein vabanque auf Leben und Tod unumgänglich notwendig machen." (I. 10, 124, 32.) Dem „subjektiven Gelüste" eines einzelnen entspringende republikanische Regungen

haben keine Berechtigung, wenn die Neigung der Zeit und der Wille der Mehrheit eines Volkes ihm entgegenstehen; nur in einem Fall ist Hebbel bereit, mit dem Republikanismus zusammen zu arbeiten: bei der Rückkehr der Regierungen zum Absolutismus.

Die Tatsache, daß extreme Anschauungen Berührungspunkte und Gemeinsamkeiten aufweisen, zeigt Hebbel am Beispiel des Absolutismus und des radikalen Republikanismus. Er vergleicht einen Vorfall der russischen Geschichte mit der Ermordung von Parlamentsmitgliedern in Frankfurt. „Iwan Wasiljewitsch, der Zar aller Reußen, blutigen Andenkens, ließ den Gesandten Englands, als derselbe in zu treuer Befolgung seines Mandats bei der Audienz den Hut nicht vor ihm abnahm, diesen auf den Kopf nageln. Das war der fürchterlichste Beweis, den der Absolutismus jemals von seiner Machtvollkommenheit gab, und schaudernd trug ihn die Geschichte in ihr Denkbuch ein. Auf eine gleiche, nein, auf eine noch viel fürchterlichere Art hat jetzt in Frankfurt a. M. die zarenhaft-absolutistisch agierende Minorität des deutschen Volks, die uns die Republik aufdringen will, ihre Machtvollkommenheit darzutun versucht. Sie hat während eines ohne allen Zweifel von ihr künstlich hervorgerufenen Aufstandes zwei ihr mißfällige Parlamentsmitglieder morden, ja abschlachten lassen." (I. 10, 128, 19.)

Hebbel erkennt die Verwirklichung der Republik nur mit Hilfe von Zwangsmethoden und unter Mitwirkung ausländischer Söldner in Deutschland als möglich. Er ruft deshalb Heinrich von Gagern zu: „Hinter Dir steht die Nation, nicht hinter jenen Leuten, die, wenn sie mit ihren zur größeren Hälfte ausländischen Gewalthaufen irgend ein unbeschütztes Städtchen an der Grenze überfallen, Republik und Standrecht zugleich verkündigen und allerdings auch verkündigen mußten." (I. 10, 131, 3.)

Wir wiesen schon auf den Zusammenhang zwischen Bildung, Freiheit und Radikalismus hin. Die Schuld an der durch Mangel an Bildung hervorgerufenen extremen republikanischen Strömung sieht Hebbel tiefer liegen als der nüchterne Betrachter der unmittelbar politischen Vorgänge. Sein Urteil lautet deshalb auch anders als das eines von rein politischem Standpunkt wertenden Menschen." Wenn man erwägt, was seit einem halben Jahrhundert prinzipiell für die Darniederhaltung aller Bildung im österreichischen Volk, ja positiv für seine Entsittlichung geschehen ist, wenn man nur die Wiener Vorstadttheater mit ihrem Nestroy kennt, so ist eine Furcht, die am 6. Oktober das Hereinbrechen der ungezügeltsten Anarchie für möglich hielt, allerdings gerechtfertigt, denn freilich ist der durch Opiate Berauschte nur in Fesseln ungefährlich; was aber solch ein Berauschter in seinem unzurechnungsfähigen Zustand vollbringt, ist auf Rechnung dessen oder derer zu setzen, die ihm das Gift in sein natürliches Getränk mischten, ja es ihm in sein Brot hineinbuken,

und wenn er ihnen zu Leibe ginge, sie wären kaum befugt, den Degen gegen ihn zu ziehen. Es ist notwendig, in der gegenwärtigen Krisis hieran zu erinnern, und ich, der nicht müde geworden bin, in Ihrer Zeitung alle ultraradikalen Tendenzen nach Kräften zu bekämpfen, kann es am ersten tun." (I. 10, 133, 19.)

Hebbels politische Auffassungen wurzeln in historischen Erkenntnissen. Eine politische Bewegung, die wie der extreme Republikanismus, den Bruch mit der Vergangenheit durchführen, sich nicht organisch aus Geschehenem weiterentwickeln will, muß schon aus diesem Grund, ganz abgesehen von ihrem tatsächlichen Gehalt, von Hebbel abgelehnt werden. „Wenn man auf die Geschichte und die Notwendigkeit organischer Entwicklung hinwies, so hieß es, daß sie mit aller und jeder Geschichte gebrochen habe. Wenn man dem oft zitierten Ausspruch Ludwigs XIV.: „L'état c'est moi" den ebenso bezeichnenden des athenischen Bürgers: „Ich verurteile den Aristides, weil es mich verdrießt, ihn immer den gerechten nennen zu hören" entgegensetzte, um zu beweisen, daß auch die Republik nicht ohne ihre Extreme sei, so wurde die Konsequenz nicht eingräumt." (I. 10, 136, 6.) Die Schuld an den Ausschreitungen der Revolutionszeit mißt Hebbel großenteils dem bildungshemmenden System des Absolutismus zu; eine Mitschuld der radikalen Führer bestreitet er nicht. Sie entspringt nach seiner Meinung nicht Schlechtigkeit: „Und Leute, an denen man dies und Aergeres erlebte, gehörten mit zu den Führern der Presse, waren auch so wenig dumm als schlecht, sondern bloß berauscht und freilich auch unwissend, wenigstens konfus. Die verderbten denn dadurch das Volk, daß sie, ohne sich an die Natur der Dinge und an das Maß des Möglichen zu kehren, ihre unreifen, in keiner Staatsform der Welt realisierbaren sogenannten sozialen Ideen predigten." (I. 10, 136, 15.) (Vgl. o. S. 27.)

2. Die nationale Idee.

a) Geschichte, Kosmopolitismus, Partikularismus.

aa) Geschichte.

Das Wissen und die Kraft, die Hebbel aus der Kenntnis der Geschichte gewinnt, kommen ihm für die richtige Betrachtung und Einschätzung der verworrenen Zustände des Jahres 1848 und die aus ihnen sich ergebenden Notwendigkeiten zustatten. Zeitbedingtheit und Beschränktheit des durch Kongresse willkürlich Bestimmten, nicht aus organischer Entwicklung kraftvoll Gewachsenen, wird ihm in den Tagen, die Umsturz und Erschütterungen alles staatlichen und völkischen Lebens mit sich bringen, deutlich. Alle Erscheinungen sieht er in Beziehung zum deutschen Gedanken: „Die Völker wollen nun einmal gründlich den Beweis liefern, daß Grenzen,

wie sie ein diplomatischer Kongreß willkürlich mit der Feder auf dem Papier verzeichnet, sich von den durch Flüsse und Berge, wie durch Sprache und Sitte gezogenen unterscheiden, und das wird ihnen nicht mißglücken. Dies darf man sich nicht verhehlen, daraus folgt aber nichts Schlimmers, als daß Oesterreich sich entschieden an die deutsche Sache hingeben muß." (I. 10, 68, 18.)

Auf der Reise nach Innsbruck mit der Schriftstellerdeputation, die den Kaiser zur Rückkehr nach Wien bewegen soll, regen Hebbel die gewaltigen Klosterbauten an der Donau zum Nachdenken über die Zeitbedingtheit, wenn auch Notwendigkeit des geistlichen Einflusses an. Seine Zeit scheint zugunsten weltlicher Mächte abgelaufen: „Das alles hatte seine Zeit, war einmal notwendig, ist aber jetzt dem Gericht der Geschichte verfallen und hat nur die Wahl, ob es sich ihrem Spruch beugen und ehrenvoll abtreten, oder ob es ihr trotzen und nach einem Kampf, dessen Resultat nicht zweifelhaft bleibt, mit Schmach in die Grube fahren will." (I. 10, 83, 23.)

Die schleswig-holsteinische Frage, im Zusammenhang mit der kläglichen deutschen Haltung und der daraus entspringenden dänischen Willkür, veranlaßt Hebbel, auf die Vergangenheit zurückzuschauen. Wir Deutsche können auf unsere Geschichte stolz sein und aus ihr Mut und Zuversicht schöpfen, obwohl wir durch Fehler schwere Verluste erlitten haben. Hebbel hofft, daß diese Fehler überwunden seien und das deutsche Volk sich gegen den äußeren Feind zu kraftvoller Einigkeit ermannen werde: „Denn, wenn wir auch erst den Saxo Grammatikus und seine Fabeln von den Seekönigen durchstudieren müßten, um vor den Dänen Respekt zu bekommen, sie selbst, die Dänen, haben es bequemer und die Franzosen auch! Aber man rechnete darauf, daß bei uns die Linke sich wieder gegen die Rechte bewaffnen würde, und das bringt dann selbst einen Riesen in eine Lage, in der ein Zwerg ihn gefahrlos mit Ruten streichen und ein anderer Riese ihn vierteilen kann. Man hat sich getäuscht, wir haben seit 1648 etwas gelernt und werden den Beweis zu geben wissen, wenn er gefordert wird." (I. 10, 97, 25.) (Vgl. o. S. 43 ff., u. S. 77 ff.)

bb) Kosmopolitismus.

Zwei „Eingeweidewürmer" zernagen das Band, das Deutschland zur Einheit zusammenknüpfen soll: Kosmopolitismus und Partikularismus. Abstrakt und weltfremd ist der Kosmopolitismus, der um eines Zieles willen, das Hebbel als „das Wünschenswerte und als solches Anzustrebende" bezeichnet, die Gegebenheiten des tatsächlichen Lebens vernachlässigt. „Wer weiß es denn nicht, daß die Völker sich gegenseitig supplementieren, wer hofft nicht, daß dies auch noch einmal von den Massen erkannt werden und daß dann ein Völker-Areopag zustande kommen wird." (I. 10, 114, 29.)

In seiner Zeit sei aber bei der allgemeinen Feindschaft der Staaten und Völker noch nicht an einen Völkerbund zu denken. Hebbel fragt: „Zeigt sich in der jetzigen Krisis auch nur die kleinste Spur von einer Bereitwilligkeit der Nationalitäten, sich aufzulösen und in die Menschheit aufzugehen? Besinnen sich im Gegenteil nicht sogar diejenigen, die aufgelöst und mit anderen verschmolzen schienen, wieder auf sich selbst?“ (I. 10, 115, 3.) Es ist selbstverständlich, daß ein Volk, das seine Eigenexistenz aufgeben will, bevor die übrigen zum Leben in der Menschheit fähig sind, sich selbst den Todesstoß versetzt. Die deutsche Geschichte zeigt, daß wir nur zu oft bereit waren, den kosmopolitischen Gedankengängen zu folgen, ohne an die verhängnisvollen Auswirkungen zu denken. (Vgl. o. S. 47.) Hebbels Wille kann es deshalb nur sein, das deutsche Volk solle diesen frühreifen Kosmopolitismus aufgeben. Nicht nur tatsächliche Verluste erlitt Deutschland durch seine unzeitgemäßen kosmopolitischen Schwärmereien, nicht minder bedenklich ist es für das deutsche Volk, daß es im Ansehen der andren sank: „Was machte uns denn in ganz Europa verächtlich? Warum erhielten wir den philosophischen Ehrentitel? Doch wohl nur unseres frühreifen Kosmopolitismus wegen, der uns unter lauter Egoisten den Großmütigen spielen, uns oft Degen und Scheide zugleich verschenken ließ.“ (I. 10, 115, 13.) Hebbel nennt deshalb den Kosmopolitismus nur ein Gefühl, das zwar nicht unedel sei, aber nicht die Richtschnur für Geschehnisse der Weltpolitik sein könne: „Nach Gefühlen, die sich nicht auf Ideen zurückführen lassen, soll man keine welthistorischen Prozesse schlichten, man soll solche Gefühle nicht einmal, wie zuweilen geschieht, für poetisch ausgeben wollen; es ist etwas nicht gleich poetisch, weil es unverständig ist, wenn es sich auch auf eine an sich nicht unedle, aber mit höheren Pflichten im Widerspruch befindliche Sympathie stützen kann.“ (I. 10, 115, 27.) Entscheidend für die Ablehnung extremer kosmopolitischer Ideen in der Reifezeit ist die Pflichtauffassung Hebbels. Sie gebietet ihm, gegenüber den Bedürfnissen und Erfordernissen des deutschen Volkes alle anderen Ansprüche und Rücksichten zurückzustellen und im Interesse der Einheit und Kraft Deutschlands zu wirken: so erfüllt er höhere Pflichten als diejenigen, die ihm die Menschheitsgedanken auferlegen können. (Vgl. o. S. 36 ff.)

cc) Partikularismus.

Tief schmerzt Hebbel der deutsche Partikularismus, der die ganze deutsche Geschichte erfüllt und auch in seiner Zeit noch nicht überwunden ist, sondern sich im Dualismus Preußen—Oesterreich verhärtet hat. Er bedauert es wie in persönlichem Schmerz, daß wir Deutsche unvorsichtig und unbesonnen genug waren, in Zeiten, da unsere Nachbarn sich zu geschlossenen, wehrhaften Staaten zu-

sammenballten, unser Schwert beiseite zu legen oder es gar zur eigenen Zerfleischung gegen uns selbst zu richten. Bei den inneren Zwistigkeiten fehlte uns dann die Kraft, dem äußeren Feind, der unser Eigentum an sich riß, wirkungsvoll entgegenzutreten und unseren Besitz zu schützen. Dieser „stumpfe Partikularismus" erhebt sich wieder allenthalben und zeigt, daß Deutschland noch nicht reif zur Erneuerung ist, die die Märztage des Jahres 1848 zu bieten schienen: „Denn man täusche sich nicht, die gegenwärtige Krisis Europas, allumfassend, wie sie sich mehr und mehr darstellt, hatte noch nicht ihresgleichen, und wenn wir uns nicht vollständig regenerieren, so sind wir auch verloren. Es kommt zuweilen für ein ganzes Volk, wie für ein Individuum, ein Moment, wo es mit den Sünden seiner Vergangenheit brechen und ein neues Leben beginnen kann; das ist dann aber immer ein Moment, den die Nemesis überwacht, wie ihn die Gnade herbeiführt, und an den sich der Untergang knüpft, wenn nicht unmittelbar die Auferstehung. Für Deutschland ist er seit den Märztagen da und man hat schon jetzt mehr Grund zur Furcht als zur Hoffnung." (I. 10, 114, 8.) Seine Befürchtung täuschte ihn nicht für seine Zeit — wohl aber für die Geschichte des ewigen Deutschland, das nach Rückschlägen und Niederlagen immer wieder zu Höhepunkten und Glanzzeiten empor zu schreiten vermag.

Von dem gesunden Sinn des Volkes erhofft Hebbel viel. Ihm traut er die Ueberwindung partikularistischer Gegensätze zu, wenn die Stimme des gemeinsamen Blutes zu Einigkeit, gegenseitigem Vertrauen und Zusammenleben aller verlangt.

Sollte ein Teilstaat die deutsche Einheit hintertreiben — der Dichter denkt besonders an Preußen — so entzöge er sich selbst die Lebensgrundlage und ihm ruft Hebbel die Warnung zu: „Der Arm kann freilich das Herz durchbohren, aber das ist auch sicher seine letzte Tat." (I. 10, 117, 7.) Sehen wir in der Grundlage, deren sich der trennende Staat selbst beraubt, das moralisch-geistige Fundament, so müssen wir Hebbel recht geben. Nur durch die entschiedene, opferbereite Tat für die Einheit Deutschlands kann sie wieder erworben werden, so dürfen wir Hebbels Gedanken ergänzen. (Vgl. o. S. 47 ff., u. S. 64 ff., 69 ff., 77 ff.)

b) Die deutsche Einheit.

aa) Ansätze zur Verwirklichung.

Die deutsche Einheit verbindet sich in Hebbels Gedanken mit der Persönlichkeit eines Mannes: mit Erzherzog Johann. Als der Wiener Schriftstellerverein sich in Innsbruck bemühte, den Kaiser zur Rückkehr nach Wien zu veranlassen, hatte Hebbel Gelegenheit, die vertrauenerweckende, sympathische Art dieses Fürsten kennen

zu lernen. „Wir hatten bei ihm fast nur zu hören, und die Offenheit und Geradheit, womit er jeden, auch den bedenklichsten Gegenstand berührte, zu verehren ... mir hat er durchaus den Eindruck eines Mannes gemacht, der auf der Höhe der Erkenntnis steht ...“ (I. 10, 88, 13.) Die Wahl Erzherzog Johanns zum Reichsverweser erfüllt Hebbel mit Freude und Zuversicht. „Ein Glück, daß dieser Mann, der allen Parteien seinem Charakter und seiner Position nach recht sein kann und muß, uns für die Tage der Verwirrung und der Gefahr aufgespart blieb.“ (I. 10, 97, 9.) Ergreifende Worte findet Hebbel bei der Annahme der Wahl durch den Erzherzog: Freude, Wehmut und Hoffnung verbinden sich zur packenden Anrede: „Weiche, Erinnerung an die Misere! Hundert Schüsse! Glockengeläute von allen Türmen! Einer der größten Tage in der Geschichte Deutschlands! Vergiß das nicht, Erzherzog Johann! Nicht hoch genug kannst Du in dieser Zeit des allgemeinen Mißtrauens ein Vertrauen anschlagen, das Deutschlands Schicksal in Deine Hände legt! Du hast nun für eine hart geprüfte Vergangenheit den Lohn; Du wirst auch dem deutschen Volk zu dem seinigen verhelfen. Das hoffen und erwarten Millionen von Dir! Ich bin tief bewegt.“ (I. 10, 99, 25.)

Die verheißungsvollen Ansätze führen nicht zur Verwirklichung der deutschen Einheit. Besonders über die Art der obersten Spitze wird keine Einigung erzielt, und damit werden alle Hoffnungen zu Grabe getragen. Hebbel spricht seine Ansicht über den künftigen Kaiser aus: „Ein deutscher Kaiser und ein bloßes Suspensivveto — nun, ich bin begierig, ob sich für diese Papierkrone ein Haupt findet! .. Daß man nun noch obendrein bei der Wahl an Oesterreich denkt, würde absurd sein, wenn es nicht leider etwas ganz anderes wäre. Für das Provisorium war ein österreichischer Prinz, noch ganz abgesehen von der Persönlichkeit des Erzherzogs Johann, ohne allen Zweifel der geeignetste Kandidat. Es wurde dadurch versuchsweise eine Brücke geschlagen, und zugleich fand man sich mit der Geschichte ab, mit der man niemals ohne Not brechen soll. Der Kaiser von Oesterreich hat die Brücke nicht betreten, er hat es nicht getan, weil er es nicht tun konnte. Kann er es jetzt, steht er auf dem Standpunkt der subjektiven Beliebigkeit, der sich freilich mit dem Personenwechsel verändert haben könnte, ist ihm nicht durch die Natur des Völker- und Länderkonglomerats, an dessen Spitze er sich befindet, seine Bahn vorgezeichnet?“ (I. 10, 154, 11.) Auf die österreichische Frage wird später eingegangen werden. Hier sei darauf verwiesen, wie Hebbel die Anfänge und Ansätze der Bildung eines einheitlichen Deutschlands begleitet und wie er sich von Vorwürfen und Anschuldigungen fernhält. Die feindlichen Umstände wirkten zu mächtig, die tatsächlichen Gegebenheiten hemmten die beiden Hauptmächte und nur die Hoff-

nung auf eine Zeit, die bessere Voraussetzungen zur Schöpfung der deutschen Einheit biete, blieb. Hebbel konnte diese Zeit nicht mehr schauen. Ihre kleindeutsche Lösung hätte ihn nicht vollauf befriedigen können. (Vgl. o. S. 47 ff., u. S. 69 ff., 77 ff.)

bb) Oesterreich.

Zu Anfang der Umwälzung des Jahres 1848 hegt Hebbel noch die Hoffnung, Oesterreich könne die Führung Deutschlands übernehmen. Einzelne Vorkommnisse der österreichischen Politik beginnen diese Ansicht zu erschüttern. Voll Bedauerns muß er feststellen, daß das neue Pressegesetz Oesterreichs nicht für ganz Deutschland vorbildlich sein kann. Nachdem er einzelne Fehler des Gesetzes aufgezählt hat, zieht er die Schlußfolgerung: „Es genügt wohl, um zu zeigen, daß es kein allgemein deutsches werden und nicht als ein Schritt, durch den Oesterreich sich an die Spitze Deutschlands stellte, gelten kann." (I. 10, 71, 28.)

Die Gleichgültigkeit, die der Oesterreicher der schleswig-holsteinischen Frage und damit auch der Zentralgewalt des Reiches gegenüber zeigt, brandmarkt Hebbel und verurteilt den inneren Kampf Oesterreichs zwischen Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Gelb, der in einer Zeit außenpolitischer Schwierigkeiten unterbleiben und durch das treue Bekenntnis zur deutschen Idee beendet werden müßte. Die Belagerung Wiens in den Oktobertagen bewertet Hebbel nach einem Gesichtspunkt: „Freilich wüßte auch ich kein positives Resultat anzugeben, das bei einem günstigen Ausgang zu erwarten wäre, wenn es anders nicht in die mir sehr vag vorkommende Kräftigung der deutschen Interessen gesetzt werden soll." (I. 10, 132, 23.) Als die Einnahme der Stadt durch das Militär gelungen ist, fragt sich Hebbel, was der Erfolg gewesen wäre, wenn die Erhebung der Stadt erfolgreich geendet hätte: „Oder würde, wenn sie gesiegt hätte, Oesterreich in Deutschland aufgegangen, würde man diesem Ziel dadurch auch nur einen Schritt näher gekommen sein?" (I. 10, 140, 5.) Innerpolitisch gesehen waren die Oktoberkämpfe eine Auseinandersetzung zwischen Reaktion und Liberalismus. Hebbel übersieht diese Seite, ihm ist aus seinem großdeutschen Empfinden heraus viel wichtiger, ob das deutsche Element gestärkt, der Einheitsgedanke belebt wird: die nationale Idee ist ihm wichtiger als die Frage der Staatsform.

Die offizielle Stellung der österreichischen Staatsführung zum Anschlußgedanken wird von Hebbel eingehend beurteilt. Von dem Ministerialerlaß aus den Apriltagen (5. Bericht) sagt er: „Der Ministerialerlaß legt ein geringeres Gewicht auf die deutschen Sympathien als auf die nichtdeutschen Antipathien." (1. 10, 73, 15.) Hebbel charakterisiert das Streben des nichtdeutschen Elementes der Donaumonarchie, den engen Anschluß an Deutschland zu

hintertreiben, weil diese Kreise Furcht vor einem starken, geeinten Deutschland haben, das in der Lage wäre, ihre Nationalität zu rauben. Infolgedessen würde ein entgegengesetzter Beschluß der Regierung von ganz anderen Folgen gewesen sein, er hätte die Magyaren und Slawen zur Erregung, vielleicht zur Erhebung getrieben. Doch nur dem oberflächlichen Betrachter könnte aus dieser Bewegung heraus der Ministerialerlaß berechtigt scheinen; es ist aber nach Hebbels Ansicht möglich, ja wahrscheinlich, daß eine solche Bewegung auch dann entstehen wird, wenn man die Trennung Oesterreichs von Gesamtdeutschland endgültig ausspricht. Daher ist ihm die Berechtigung des Erlasses sehr zweifelhaft. In den Novembertagen urteilt Hebbel resignierter über das Programm der neuen Regierung: „Die Frankfurter Linke wird viel dagegen einzuwenden haben, daß das Programm das Verhältnis Oesterreichs zu Deutschland zu einer Frage der Zukunft macht. Es blieb aber nichts andres übrig, wie jeder einräumen muß, der auch nur berücksichtigt, wie viele Slawen und wie wenig Deutsche zu Oesterreich gehören ... Es sind in Oesterreich nun einmal, was die „im Guß begriffene Germania" betrifft, unassimilierbare Elemente vorhanden, die sich so wenig bewältigen, als ausscheiden lassen, und mit denen man sich also abfinden muß. Der Modus dieser Abfindung kann sich aber nur aus dem Gesamtresultat der deutschen Einheitsbestrebungen ergeben, darum konnte das Ministerium sich nicht definitiver aussprechen, als es tat" (I. 10, 144, 22.)

Eine Erkenntnis steht für Hebbel jederzeit außer aller Frage: das Deutsche muß in der österreichischen Monarchie maßgebend sein. Schärfste Strafe fordert er deshalb für die slawischen Elemente, die in Böhmen einen Anschlag auf das Deutschtum wagten: „Es steht fest, daß es in Prag auf die Ausrottung der Deutschen und den Abfall von Oesterreich abgesehen war, und nie hätten wir eine größere Schmach auf uns geladen, als wenn wir uns jetzt hinterdrein, nun der Streich mißlang, vom Gegenteil überreden ließen, wie es die Frechheit der Tschechen allerdings versucht." (I. 10, 94, 31.) Nur durch ein Mittel können die deutschösterreichischen Provinzen der großen Gefahr entgehen, die von einer Erhebung der Slawen ausgeht: durch engen Anschluß an das Mutterland.

Nicht allein Verteidigung empfiehlt Hebbel seinen österreichischen Landsleuten, sondern auch energisch zupackenden Angriff. Am Beispiel Ungarns zeigt er, wie das Deutschtum wirkungsvoll zu stützen sei: durch Kolonisation. Er ist der Ueberzeugung, daß die Deutschen das Recht besitzen, brachliegenden Boden in Ungarn in Besitz zu nehmen und durch deutsche Ansiedler zu bewirtschaften. „Nur durch Verstärkung und Kräftigung des deutschen Elements in Ungarn und also durch Kolonisierung im großartigsten Sinne des Worts kann es geschehen." (I. 10, 153, 3.)

cc) Preußen.

Hebbel hat Wien und ganz Oesterreich verstehen und lieben gelernt, obwohl ihm hier Zurücksetzungen und persönliche Kränkungen nicht erspart bleiben. Es ist daher verständlich, daß er in den Tagen des Umsturzes Preußen von österreichischer Seite sieht, wenn er auch durch seine norddeutsche Herkunft von übertriebener Geringschätzung der preußischen Haltung fernbleibt. Nach dem Verleihen von Verfassungen in Wien und Berlin weist er auf die Priorität der österreichischen Konstitution hin und führt das bekannte Wort Friedrich Wilhelms IV. ad absurdum: „Der Oesterreicher weiß, was eine Konstitution heißt. Er weiß auch, was es bedeutet, daß sein Kaiser sie früher gegeben hat als der König von Preußen, und die Proklamation des letzteren, daß er sich jetzt an die Spitze von Deutschland stellen wolle, flößte ihm gestern, wo er sie in den Berliner Blättern las, wunderliche Gedanken ein, erfüllt ihn heute, wo die Wiener Zeitung ihm eine detaillierte Schilderung der Berliner Greuel- und Schreckensszenen bringt, mit Entrüstung." (I. 10, 60, 10.)

Der blutige Verlauf des 13. März in Wien veranlaßt Hebbel, das Vorgehen des dafür verantwortlichen Mannes, des Erzherzogs Albrecht, durch die blutigen Vorgänge in Berlin, wenn nicht zu entschuldigen, so doch zu entlasten. „Der Erzherzog Albrecht, der Jüngling, ist längst durch den König von Preußen, den Mann, in den Hintergrund gedrängt worden." (I. 10, 67, 29.)

Die Stellung, die Hebbel im Verlauf des Jahres 1848 zu Preußen einnimmt, wird, was die Lösung der deutschen Frage, nicht der Staatsform, betrifft, positiver, preußenfreundlicher. Zwar äußert er nach dem Nationalfeiertag, dem 6. August, noch Bedenken: „Es ist nicht zu bezweifeln, daß Preußen die Einheit Deutschlands hintertreiben und Deutschland vernichten helfen kann, wenn ihm wider alles Verhoffen und Vermuten dieses Gelüst kommen sollte." (I. 10, 117, 2.)

Nach dem Ablauf der entscheidenden Tage des Jahres 1848 wird es Hebbel ganz klar, daß der Anstoß zur Einigung Deutschlands nur von Preußen kommen kann und nur ein preußischer Herrscher in der Lage ist, die deutsche Kaiserkrone zu tragen. Hebbel spricht diese Auffassung, deren Richtigkeit der geschichtliche Ablauf bewies, in den Berichten nicht offen aus, doch drücken die Worte über den österreichischen Kaiser, der „durch die Natur des Völker- und Länderkonglomerats, an dessen Spitze er sich befindet" (I. 10, 154, 27.) gebunden sei, diese Ansicht in verhüllter Form aus.

3. Wiener Briefe.

Eine wertvolle Ergänzung zu den Berichten aus Wien bilden die „Wiener Briefe" der Jahre 1861/1862. Zwar werden politische Geschehnisse nicht in der Ausführlichkeit wie 1848 behandelt, denn Hebbel sagt selbst im ersten Brief (I. 10. 220, 5.): „Sie wollen keine Politik von mir, und ich fühle mich auch durchaus nicht berufen, in diesem zweifelhaften Artikel zu machen." Trotzdem streift Hebbel politische Fragen und äußert sich namentlich scharf in ausführlichen Auseinandersetzungen mit den Fremdvölkern der Monarchie, die sich nur zu oft in Angriffen auf das Deutschtum ergehen.

Die Frage von Verfassung und konstitutioneller Monarchie war und blieb eine Herzensangelegenheit Hebbels. Er berichtet, daß Oesterreich von neuem ein konstitutioneller Staat geworden ist. Der Dichter ist vorsichtiger und bedächtiger gegenüber 1848 geworden. Daher hofft er, das sparsame Verteilen konstitutioneller Gaben durch die Regierung halte an und biete Sicherheit für die Dauer des Konstitutionalismus. Er unterzieht die österreichische Politik seit den Revolutionstagen einer scharfen Prüfung und setzt als Maßstab seiner Kritik den Satz: „Uneingedenk der ersten aller Staatsregeln, den notwendigen scharfen Schnitt rasch zu tun und dann den Heilungsprozeß nicht weiter zu stören, hatten wir eine Amputation zu erleiden, die zehn Jahre dauerte." (1. 10, 220, 14.) Den demokratischen Heißspornen und Hetzern ist Hebbel noch weniger geneigt als in früheren Jahren. Das Wesentliche der bisherigen österreichischen Politik sieht er im Ueberwinden ihrer gemeingefährlichen, gesellschaftsschädigenden Angriffe: „Die Hauptsache ist, daß der falsche Liberalismus, der das Aeußerste absichtlich herbeizuführen sucht, gründlich abgeschlagen wurde." (I. 10, 226, 31.)

Hebbel fordert vom Parlamentarier wie jedem Politiker Leistungsfähigkeit und Verantwortungsbereitschaft. Er weiß, wie oft gegen diese Forderung verstoßen wird und so sind seine Gedanken beim Bau des neuen Parlamentshauses in Wien überaus ernster Art: „Hier wird die moderne Sphinx ihren Thron aufschlagen und leider hat sie nicht das Recht, jedem den Hals zu brechen, oder ihn doch wenigstens aus dem ersten besten Fenster zu werfen, der sich leichtsinnig und unberufen an ihr großes Rätsel wagt." (I. 10, 225, 2.)

Mißbehagen und Kritik, die sich in absolutistischer Zeit nur in kleinen Zweideutigkeiten und versteckten Angriffen äußern konnten, nicht durch freies, offenes Manneswort, will er jetzt aus der engen, beschränkten Sphäre entfernt wissen, da die Existenz der Verfassung und der konstitutionellen Einrichtungen Gewähr für die Ueberflüssigkeit solch gefährlicher Halbheiten biete: „Aber jetzt, wo ein neuer Gotteshauch den ganzen Staatskörper und hoffentlich das ganze Deutsche Reich durchdringt, wo die höchsten

Interessen in öffentlichem Parlament verhandelt und von der freien Presse kontrolliert werden, jetzt sollte man doch endlich der alten, süßen Gewohnheit entsagen." (I. 10, 275, 16.)

Die Wiederverleihung der Verfassung in Oesterreich sieht Hebbel vom großdeutschen Gesichtspunkt als allgemein deutsches Geschehnis an: „Aber es handelt sich ja im Grunde nicht um einen spezifisch österreichischen, sondern um einen allgemein deutschen Geschichtsmoment, denn so ist der Eintritt der österreichischen Monarchie in die Reihe der konstitutionellen Staaten doch wohl zu fassen." (I. 10, 281, 13.)

Von besonderer Wichtigkeit sind die Wiener Briefe durch den klar ausgesprochenen nationalen Geist und das stolze Bewußtsein vom Werte der deutschen Nation und Kultur. Hinter allen Angriffen, denen Oesterreich vonseiten seiner fremdvölkischen Bestandteile ausgesetzt ist, erkennt Hebbel den Kampf gegen Deutschland und den deutschen Gedanken. Er übersieht Stammeshader und provinzielle Gegensätze, denn ihm, dem Großdeutschen, ist es im Südosten Deutschlands zur lebendigen Erkenntnis geworden, daß in Oesterreich deutsche, nicht nur rein österreichische Kämpfe ausgetragen werden, daß hier Deutschland, nicht allein Oesterreich gefährdet ist. Als Angehöriger der deutschen Kulturgemeinschaft, die auf stolze Leistungen hinzuweisen vermag, sieht er mit Ueberlegenheit dem Angriffswillen fremder, kulturell unterlegener Volksgruppen entgegen. Hebbel wird nicht müde, seinen nichtösterreichischen Landsleuten die Gefahr auszumalen, die dem Deutschtum in der Donaumonarchie durch die fremdvölkischen Bestandteile droht, und auf die Verachtung hinzuweisen, der der deutsche Name bei diesen Völkern ausgesetzt ist: „Der Italiener hört nicht auf, von dem deutschen Barbaren zu sprechen, und er findet jeden Tag ein schmähliches Adjektiv, das er beifügt. Der Däne redet von dem deutschen Knecht, der in den Gehorsam hineingeprügelt werden müsse. Der Pole, der Tscheche und der Magyar nennen die Söhne Teuts in holder Eintracht Schwaben und denken dabei ... nicht etwa an den Schweizer Volksstamm, der uns die Hohenstaufen gab, sondern an einen ekelhaften Insektenschwarm, der im Herbst zu Tode geräuchert wird." (I. 10, 264, 29.)

Hebbel hat bis zum Jahre 1861/62, in dem die Wiener Briefe geschrieben werden, schon viel des politischen Auf und Ab, auch in bezug auf die Achtung des nationalen Einheitsgedankens, gesehen. Er ist deshalb nicht leichtgläubig und übertrieben zukunftsfreudig, wenn ein befreiendes Wort, das auf die Pflicht zur Vereinigung aller Deutschen hinweist, gesprochen wird. Ein solcher Mensch wie er muß aber mit Erstaunen feststellen: „Wohl aber markiert er es, daß die Zeit sich wieder einmal gründlich geändert haben muß, wenn ein österreichischer Professor einen österreichischen Orden dafür bekommt, daß er beim Frankfurter Schützenfest auf das

heilige Band hinweist, das die österreichische Monarchie in Wohl und Wehe für ewig mit dem deutschen Mutterreich verknüpft." (I. 10, 298, 11.)

Alle Oesterreich angehenden Fragen werden von dem Blick auf die deutsche Idee bestimmt. Von ihr erhält erst die österreichische Februarverfassung Wert und Dauer: „Ich will die größte aller Fragen, die deutsche, gar nicht weiter berühren, obgleich es von ihrer Lösung allein abhängt, ob das neue Gebäude den rechten Eckstein erhalten und sich für alle Zukunft behaupten soll, oder nicht." (I. 10, 321, 14.) (Vgl. o. S. 47 ff., 63 ff., u. S. 77 ff.)

4. Judentum.

Auf die Stellung Hebbels zum Judentum ist in Kürze hinzuweisen. In den Wiener Jahren gehörten zu Hebbels vertrautesten Freunden Juden. Diesem Umstand und den allgemein menschenrechtlichen Vorstellungen, die Hebbel beherrschten, ist es zuzuschreiben, daß er wohlwollend, oft freundschaftlich den Juden gegenübersteht. Hebbel unterscheidet nicht scharf genug zwischen Religion und Nation. Zwar gebraucht er beide Bezeichnungen für die Juden, doch wird es nicht klar, welcher Begriff für ihn die Hauptrolle spielt.

Aus der Besprechung der Aprilverfassung Oesterreichs ist deutlich zu ersehen, daß er ein Freund der unbedingten Judenemanzipation geworden ist. Er hält sie für ein Erfordernis der Humanität. Von den Gegnern dieser Emanzipation sagt er deshalb: „Die Humanität läßt sich nun einmal nicht dekretieren." (I. 10, 77, 25.) Früher urteilte Hebbel in der Emanzipationsfrage anders. Das dem Judentum eigene Streben nach beherrschendem Einfluß in seinem Wirtsvolk sah er im Jahre 1843 klarer: „Die Emanzipation der Juden unter den Bedingungen, welche die Juden vorschreiben, würde im weiteren geschichtlichen Verlauf zu einer Krisis führen, die die Emanzipation der Christen notwendig machte." (II. 2, 250, 2706.)

Eigenartigerweise beleuchtet Hebbel wenig das Verhältnis der Juden zur Wirtschaft, dagegen besonders ausführlich das zur Presse. Hebbel will es nicht zulassen, daß man die Ausdrücke jüdische Presse und schlechte Presse als Synonyma gebrauche. Er betont demgegenüber, daß sowohl Juden wie Christen die Pressefreiheit verletzen und sich Pressevergehen zu Schulden kommen lassen. Beide sündigen nach Hebbels Auffassung, weil sie Menschen ohne Bildung, nicht weil sie Juden oder Christen sind. Ueber den Gegensatz Jude — Christ kann Hebbel nicht hinweg; ihm und auch seiner Zeit schien kein anderer Unterschied zwischen beiden zu bestehen als der religiöse. Nur nahm er aus Gründen der Menschlichkeit eine gemäßigtere Haltung zum Judentum ein als manche seiner Zeitgenossen, die es allein aus religiösen Gründen befehdeten.

IV. Staat und Nation in der Dichtung.

1. Maria Magdalena.

Hebbels Jugenddrama „Maria Magdalena“ (1843) muß gestreift werden, da die ganze Welt, in der es spielt, unter dem Einfluß der politisch herrschenden Richtung der Zeit, dem Absolutismus, steht. Die Engherzigkeit der kleinbürgerlichen Umgebung Klaras, der Heldin von Hebbels „Maria Magdalena“, verbindet sich untrennbar mit starren Moralbegriffen und der Abschnürung des Staatsbürgers vom politischen Leben.

2. Agnes Bernauer.

Die folgenden Ausführungen fußen auf der reichen Literatur über Hebbels „Agnes Bernauer“; sie können aber nicht als Auseinandersetzung mit ihr gelten. Im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit ist es nur wichtig, die Beziehungen von Hebbels nationalen und staatlichen Auffassungen zu „Agnes Bernauer“ zu verdeutlichen.

a) Geistige Grundlage.

1853 entsteht Hebbels „Agnes Bernauer“. Die radikalen Auffassungen der Jugendzeit liegen weit zurück, die Lehren der Revolution von 1848 wirken in ihm und lassen die konservativen Züge seines Wesens deutlich hervortreten. Hebbels innerer Entwicklung entspricht es, daß er die Rechte des Staates stärker vertritt als je zuvor. Gegenüber dem inneren Werdegang darf die Rücksicht des Dichters auf herrschende Gewalten nicht zu hoch veranschlagt werden.

b) Würdigung der „Agnes Bernauer“ als Kunstwerk.

Aus der Vereinigung des Liebesdramas mit dem Staatsdrama geht ein klaffender Dualismus durch das ganze Werk. Bei der Anlage des Trauerspiels ist er unvermeidlich. Die Ideen von Liebe und Staatsnotwendigkeit sind zu sehr voneinander verschieden, als daß sie auf einen beherrschenden Höhepunkt angelegt werden könnten. Die Form ist beiden Ideen angepaßt: in der Liebeshandlung rührende, ins einzelne gehende Milieuzeichnung — im Staatsdrama kühle, dialogisch zugespitzte Vergegenständlichung des Staatlichen. Die Problematik wird in das Gebiet des Menschlichen getragen und so packende Lebensnähe erreicht.

c) Staat und Individuum.

aa) Ernst.

In Ernsts machtvoller Persönlichkeit nehmen Staat und Reich Gestalt an. Die Pflichten gegen sein Volk und die bestehenden Ordnungen sind die Richtschnur seines Regiments. Der Frage, die sein Kanzler an Albrecht stellt, liegt auch seine Ueberzeugung zugrunde: „Ihr seid ein Fürst, Ihr sollt über Millionen herrschen, die für Euch heute ihren Schweiß vergießen, morgen ihr Blut verspritzen und übermorgen ihr Leben aushauchen müssen; wollt Ihr das alles umsonst?“ (III. 10.) Hinter seinen Maßnahmen, mögen sie auch nach barer Gewalt aussehen, steht die Rechtsordnung des Reiches, sei es bei der Ernennung Adolfs zum Thronfolger oder der Hinrichtung Agnes'. Aus dem Bewußtsein der Rechtsgrundlage seiner Regierung ist er bereit, Rechenschaft über sein Tun abzulegen. Gerechtigkeit und Strenge sind die maßgebenden Züge seiner Wesensart. Immer zieht er entschiedenes Handeln dem Zögern und Abwarten vor. Nicht nur rationale Erwägungen treiben ihn zur energischen Tat, auch seine Veranlagung zwingt ihn zur Ablehnung des schwächlichen Treibenlassens der Dinge. Der Beschluß zur Hinrichtung Agnes' IV. 4 und das Rededuell mit dem Sohn V. 11, 12 sind die Augenblicke, in denen sein Wesen am klarsten hervorleuchtet. Er ist kein Tyrann, denn er handelt nach Rechtsgrundsätzen (deren Berechtigung im einzelnen nicht zur Erörterung stehen kann, sondern deren Existenz entscheidend ist) und ist bereit, seinem Kanzler Aufklärung zu geben. Das nächstliegende Ziel ist die Verhütung eines Bürgerkrieges. Nach der Beseitigung Agnes' droht ein Aufstand Albrechts. Ernst erkennt diese Gefahr, weiß sie aber zu verringern. Er zieht auch in Erwägung, daß Albrecht Hand an sich legt und damit seinem ganzen Tun den Sinn nimmt. Diese Möglichkeit, die ihm unwahrscheinlicher als ein Aufstandsversuch dünkt, kann ihn nicht von dem notwendigen scharfen Eingriff abhalten. Er ist frei von Rachsucht oder persönlichen Motiven, als er Agnes beseitigen muß. Ernst ist zwar leidenschaftlich, doch er trifft nur schwerwiegende Entscheidungen, die er vorher kühl abwägend betrachtet hat. Erst nach dritthalb Jahren greift er nach dem Urteilsspruch, der Agnes in den Tod schickt. Der Verstoß gegen die Standesschranken, gegen die Pflichten der Konvention, der in der Heirat mit Albrecht liegt, ist nach dem Urteil der drei Richter schon zur Hinrichtung genügend. Trotzdem will Ernst nicht ohne zwingende Not ein Menschenleben auslöschen, dem die Hinrichtung nicht Strafe, sondern nur Schicksal ist. Deshalb spricht er die Absetzung Albrechts aus und bestimmt den Neffen zum Nachfolger. Dessen Tod ist ihm ein Wink der Gottheit: er darf nicht nachgeben, er muß zur Tat schreiten.

Auf dem Schlachtfeld bei Straubing siegt Ernsts Auffassung über den äußerlich siegreichen Sohn. Den Gedanken der Pflicht stellt der Vater ihm vor Augen: er mußte so handeln. Sein Amt gebot ihm, die Verächter der bestehenden Ordnung zurückzuweisen. Die Mächte von Staat und Kirche verlangen die Unterordnung des empörerischen Einzelnen. Nicht der rohen Gewalt soll er sich beugen, sondern die ehrwürdigen Satzungen des Rechtes innerlich anerkennen. Die Konventionen, die auf der Uebereinkunft der Menschen beruhen, sind nicht an sich wertvoll und verehrungswürdig, sie werden es erst dadurch, daß man sie erhöht. Göttlicher Wille tritt hinzu und heiligt sie.

In Ernst sind alle Grundsätze, die er vorträgt, verkörpert. Wenn sich deshalb Albrecht vor dem Vater verehrend neigt, so gibt er seine Zustimmung zu dessen Auffassungen und übernimmt sie als eigene Ueberzeugung.

bb) Albrecht.

Den festen, erprobten Meinungen Ernsts stehen die in staatlicher Beziehung unklaren, phantastischen Zukunftsbilder seines Sohnes entgegen. Voll von Gegensätzlichkeiten sind die Pläne, die er bei dem Widerstand seines Vaters gegen die Verbindung mit Agnes verwirklichen will. Im Ueberschwang seines Liebesglücks spricht er von der Idee eines volksverwurzelten Staates — äußert aber fast im gleichen Atemzug Gleichgültigkeit gegen die Meinung des Volkes, wenn es mit Agnes als Herrin unzufrieden sein sollte. Nach der Absprechung seines Thronfolgerechtes ruft er die Bauern und Bürger auf seine Seite — wie kläglich der Erfolg seines Appells ist, erkennen wir aus den Worten des Dieners Stachus, der mit der breiten Masse des Volkes in Agnes eine Hexe sieht und wie jeder gute Bayer bereit wäre, sie dem Flammentod zu überliefern. Ein Fürst, dessen politische Ueberzeugungen derart widerspruchsvoll sind und dessen Erwartungen durch die tatsächlichen Geschehnisse als Irrtümer erwiesen werden, kann der Macht von Ernsts Argumenten nicht widerstehen. Er ist kein ebenbürtiger Gegner des sicheren alten Herzogs.

Die Rechte des Individuums gegen Staat und Konvention werden durch Agnes und Albrecht vertreten. Agnes bleibt unbesiegt, sie fällt nur der Notwendigkeit zum Opfer, ohne innerlich überwunden zu sein. Das Recht des Staates ist ihr kein Wert, sie steht ihm fremd gegenüber. Ihr Fall scheidet also aus der Betrachtung der Problematik Staat — Individuum.

Anders bei Albrecht. Er kämpft gegen die bestehenden Gemeinschaftsformen für das Recht des Individuums, indem er die These vertritt, auch der Fürstensohn habe allen Widerständen der Staatsräson zum Trotz das Recht, die Gattin wählen zu dürfen. Er

wird nicht nur äußerlich gezwungen nachzugeben, sondern auch innerlich überwunden. Mit Ernst siegt in Albrecht das die individuelle Freiheit beschränkende Recht von staatlicher Notwendigkeit und Konvention: diese Unterwerfung gibt den beherrschenden Eindruck von Hebbels „Agnes Bernauer".

cc) Bedeutung der „Agnes Bernauer" für das Staatsproblem.

Der Schluß des Trauerspiels endet mit einem Zwiespalt. Warum verzichtet der Vater auf die Herzogswürde und überträgt dem Sohn das Richteramt über sich, da er doch nur den Grundsätzen entsprechend gehandelt hat, die dem Sohn unwiderlegbar waren? Ein neuer Gedanke, der über die vorgetragenen Auffassungen hinausweist, tritt auf: stärkere Betonung des Individualrechtes. Er ist nur angedeutet und bleibt für das Staatsproblem in der „Agnes Bernauer" unmaßgeblich. Eines muß dieser Schluß sagen: „Agnes Bernauer" kann nicht die vollständige Wiedergabe von Hebbels staatlichem Denken sein. Das Kunstwerk ist nur eine schöne Illustration einzelner Ueberzeugungen des Dichters, die in einer Gestalt, Herzog Ernst, lebensvoll verkörpert werden. Der ganze politische Denker Hebbel spricht aber nicht aus ihm. (Vgl. o. S. 28.)

d) Deutschland.

Hebbel zog zur Darstellung der „Agnes Bernauer" neben dem tragischen Problem der Schönheit und dem Staatsgedanken noch der Wunsch, dem alten Deutschen Reich ein Denkmal zu setzen. „Es lag mir seit lange am Herzen, einmal etwas recht Deutsches darzustellen und unserm alten Reich, totgeschlagen 1804 und begraben 1848, ein Kreuz aufzurichten." (III. 4, 336, 32.) Dieser nationaldeutsche Gedanke wird in der Gestaltung des Reiches als Hintergrund und zugleich als wirkende Kraft, die empörerischem Handeln entgegenarbeitet, ausgeführt. Das Reich ist ein Rechtsorganismus, lebensvoll wirkend, doch inneren Gegensätzen und Widersprüchen verfallen. Als trotzdem stolzer, imponierender Bau flößt es dem Beschauer Ehrfurcht ein— in Hebbels Zeit, als vom Reichsgedanken kaum noch etwas im öffentlichen Leben zu spüren war, wohl gar Bewunderung und Sehnsucht.

3. Dramenpläne.

Die Auswertung der Dramenpläne (z. B. Napoleon, Struensee, das Erste Todesurteil usw.) für unser Problem ergibt nur Vermutungen oder höchstens Tatsachen, die aus sonstigen Zeugnissen Hebbels besser zu erschließen sind. Sie bleiben daher unberücksichtigt.

4. Die Gedanken von Staat und Nation in Gedichten.

a) Kritik.

In einem der „Neuen Epigramme" stellt Hebbel den Menschen vor die Frage, ob er sich für beschauliches Hirtendasein oder großes politisches und kulturelles Wirken entscheiden will. Die Voraussetzungen und Bedingungen sind bestimmend für beide Lebensarten. Nur die eine oder die andere kann der Mensch wählen, beide zu führen ist ausgeschlossen.

„Soll sich die Menschheit im Ganzen und Großen entwickeln, so braucht es
Mächtiger Staaten, es braucht selbst der Tyrannen dazu,
Soll der einzelne Mensch sich seiner Kräfte erfreuen,
Wachse das Haus zwar zum Dorf, aber das Dorf nicht zur Stadt.
Wähle nun, willst Du Heroen und Künstler, oder nur Hirten?
Beides ist möglich, mein Freund, aber nicht Beides zugleich." (I. 6, 454.)

Dieses Epigramm kann die Gedichte einleiten, in denen Hebbel das Deutschland seiner Tage kritisch betrachtet. Halbheiten, die im Anerkennen und Verfolgen beider Lebensarten bestehen, rächen sich und führen zur Schwächung und Erniedrigung des Volkes, das ihnen huldigt: so erscheint Hebbel Deutschland. In Vergangenheit und Gegenwart ist das Bild Deutschlands von diesen Halbheiten bestimmt, jedem einzelnen Deutschen werden ihre Auswirkungen fühlbar, wenn er unter den Angehörigen anderer Nationen weilt:

„Bist Du ein Britte, so wirst Du im Ausland als Britte geachtet,
Bist Du Franzose, Du wirst als Franzose geschätzt,
Bist Du ein Deutscher, so mußt Du durchaus in Person Dich hervortun,
Deine Geschichte hat nichts, gar nichts für Dich getan,
Und ich find es doch schwierig, im bloßen Privatkrieg den Völkern
Abzujagen, was sie nicht von ihnen erzwang!" (I. 7, 231.)

Die „Geschichte hat nichts... getan", um den Deutschen zu fördern. Hebbel greift mit dieser Feststellung auf die schon mehrfach berührte „Resultatlosigkeit" der deutschen Geschichte (S. o. S. 25.) zurück, von der er in seinen Tagebüchern schreibt: „Es ist sehr richtig, daß wir Deutsche nicht im Zusammenhang mit der Geschichte unseres Volks stehen.. Aber worin liegt der Grund? Weil diese Geschichte resultatlos war, weil wir uns nicht als Produkte ihres organischen Verlaufs betrachten können, wie z. B. Engländer und Franzosen, sondern weil das, was wir freilich unsere Geschichte nennen müssen, nicht unsere Lebens-, sondern unsere Krankheitsgeschichte ist, die noch bis heute nicht zur Krisis geführt hat. Ich erschrecke, wenn ich die dramatischen Dichter sich mit den Hohenstaufen abplagen sehe, die, so groß Friedrich Bar-

barossa und Friedrich II. als Individualitäten waren, doch zu Deutschland, das sie zerrissen und zersplitterten, statt es zusammenzuhalten und abzuründen, kein anderes Verhältnis hatten, als das des Bandwurms zum Magen. Ja, wenn ihnen Kaiser gefolgt wären, die alles wieder ausgeglichen, die den schrecklichen Riß wieder geschlossen hätten." (II. 2, 337, 2946.) (Vgl. o. S. 47 ff., 62 ff.)

Ueberaus bitter sind die Worte mit denen Hebbel Zustände seiner Zeit, die von den Fehlern der deutschen Geschichte bestimmt werden, und in denen sich Erbübel der Deutschen äußern, geißelt. Mit manchen Epigrammen dieser Richtung lassen sich Tagebuchnotizen der frühen Hamburger Zeit zusammenstellen. Schwäche, die sich nicht einmal zur Selbstverteidigung aufraffen kann, Uneinigkeit und Verzicht auf Freiheit sind die Hauptfehler, die er zur Verantwortung zieht.

An die Deutschen.

„Wär't Ihr Wassertropfen, wenn auch versprengte, Ihr würdet
Wohl zum Strom noch, doch Ihr scheint mir verkrümelter Sand." (I. 7, 232.)

Mit dieser Uneinigkeit verbindet sich das Beharren in Unfreiheit. Ein charakteristisches Wort der Tagebücher sagt von ihr: „Weil die Deutschen wissen, daß die wilden Tiere frei sind, fürchten sie, durch die Freiheit zu wilden Tieren zu werden." (II. 1, 38, 160.) Das absolutistische Regiment der Deutschen erschwert es, sich freiheitlichen Auffassungen zuzuwenden. In feiner, doch treffsicherer Satire greift er die dumpfe Rückschrittlichkeit an:

„Ein Apfelbaum ward arretiert,
Der Blätter ausgestreut,
Auf denen klar zu lesen stand,
Daß sich die Zeit erneut." (I. 7, 204.)

Aus diesen genannten Fehlern resultiert der dritte, dem späteren Betrachter widerlichste und verächtlichste: Schwäche. In dem äußerst bitteren und bissigen Epigramm „Der Allerdeutscheste" macht Hebbel die Unfähigkeit des deutschen Volkes, sich zu wehrhafter Tat zu ermannen, verächtlich:

„Niemals wehrt sich der Esel; als deutschestes unter den Beestern
Stört er Niemands Genuß, selbst nicht des Wolfs, der ihn frißt." (I. 7, 231.)

Denselben Vorwurf erheben seine Worte: „Der Deutsche hat heut zu Tage kein anderes Gebet, als: möchten wir bald was auf den Rücken kriegen!" und der Vergleich mit den Franzosen: „Die Franzosen werden wütend, wenn sie Blut sehen; ein anderes Volk fällt in Ohnmacht." (II. 1, 31, 147 und 37, 188.)

b) Deutsche Einheit und Größe.

Wir sahen die negative Seite der Haltung Hebbels zu Deutschland. Sein nationales großdeutsches Empfinden wächst nach den kosmopolitisch bestimmten Jugendjahren und drängt in der Zeit seiner Reife auch zu positivem, aufmunterndem Wort. Vor allem sind hier die unmittelbar politischen Gedichte zu nennen, die Hebbel teils aus eignem Antrieb, teils nach Auftrag schrieb. Maßgebend, wenn auch vielleicht nach außen nicht immer auffällig hervortretend, sind die Gedanken der deutschen Einheit und Größe.

Die schleswig-holsteinische Frage, insbesondere der schleswig-holsteinische Waffenstillstand (1848), zwingt Hebbel zu einem Gedicht, von dem er in einem Brief an Kühne (III. 4, 137, 17.) sagt, „Daß es nicht nachträglich gemacht, sondern gleich im Moment der ersten Entrüstung entstanden ist." Voll Unmut verlangt der Dichter, Deutschland, das unbesiegt im Kampfe dasteht, solle sich nicht mit einem schmählichen Frieden abfinden lassen. Im Hervorkehren der Gründe, die die Gegner veranlassen, für einen baldigen, Dänemark günstigen Frieden einzutreten, will er seinen Landsleuten Zukunftsglauben einflößen:

„Deutschland, ein Nachbar, der von Dir verlangt,
Zugleich auf Recht und Ehre zu verzichten,
Der zeigt, daß ihm vor Deiner Zukunft bangt,
Und daß er darauf sinnt, Dich zu vernichten." (I. 7, 202.)

Die klägliche, erbärmliche Haltung des großen Deutschland im Kampf mit dem winzigen Dänemark um Schleswig-Holstein (Vgl. o. S. 43 ff., 61.) wäre unmöglich und das Ansehen des Reiches stände höher, wenn die deutschen Staaten, vor allem die Hauptmächte Oesterreich und Preußen, energisch die Führung an sich gerissen und die widerstrebenden Kräfte des deutschen Volkes geeint hätten. In dem Gedicht „An des Kaisers von Oesterreich Majestät" betont Hebbel die Notwendigkeit dieser Einigung — sie ist in diesem Gedicht, dessen Entstehung auf eine Aufforderung der Statthalterschaft Niederösterreichs zurückgeht — für unsere Betrachtung allein wichtig. Von dem österreichischen Kaiser verlangt er:

„So schmiede denn mit einer ehr'nen Klammer
Das eigne fest an's alte Deutsche Reich;
Dann endest Du den allgemeinen Jammer
Und den des edlen Deutschen Volks zugleich:
Wo drängt sich auch durch eine Herzenskammer
Das Blut und läßt die andre leer und bleich?
Durch alle beide muß es wechselnd fluten,
Dann weckt es die verborg'nen Lebensgluten!" (I. 6, 306.)

Wir müssen bedenken, wer der Auftraggeber Hebbels war, sonst könnten wir nicht verstehen, daß der Dichter noch 1853 in diesem

Gedicht von Oesterreich eine Einigung Deutschlands für möglich hält; tatsächlich hegt er damals nicht mehr diese Hoffnung, nur von Preußen erwartet er den Anstoß zur Einheitsbewegung. Uns ist der Hinweis auf die Einigung Deutschlands allgemein wertvoll — das Wie kann uns gleichgültig sein, wir wissen, daß im Interesse der Stärkung des deutschen Einheitsgedankens, nicht aus der Hoffnung auf Oesterreich die Worte gesprochen sind, die den Abschluß seines Gedichtes bilden.

„Was schläft denn noch der erste aller Recken?
Berühr' ihn, Herr, ein Habsburg kann ihn wecken!"

Die Tagebuchstelle II. 3, 431, 5077, die im frischen Eindruck des Mordversuchs auf den österreichischen Kaiser geschrieben ist, zeigt den Weg zum Verständnis von Hebbels Gedanken: „Heute die Reflexion: Italien schickt abermals die Revolution, Ungarn nun gar den Kaisermord: sollte das nicht ein Wink sein, nirgends das Fundament des Throns zu suchen als in Deutschland und also Deutschland und deutsches Element zu kräftigen? Mein altes Lied! Soll ich's noch länger allein singen?" Hier ist nur von der Aufforderung, das Deutschtum zu stärken, die Rede, nicht von der Notwendigkeit oder auch nur Möglichkeit der österreichischen Führung Großdeutschlands.

In innerem Zusammenhang mit dem zuletzt genannten Gedicht steht „An Seine Majestät, König Wilhelm I. von Preußen." (Veranlaßt durch Beckers Attentat am 14. Juli 1861). Dieses Gedicht entstand nicht wie das an den Kaiser von Oesterreich gerichtete auf amtliche Aufforderung hin. In zwei Mahnungen gipfelt es: in der Bitte, wie Karl August die Rechte des Volkes zu achten und in dem begeisternden Zuruf der letzten Strophe:

„Nun ringt denn, Oesterreich und Preußen,
Das ganze Deutschland jauchzt Euch zu,
Weis't Ihr den Welschen und den Reußen,
Die andern sterben so, zur Ruh!
Horcht, wie's in vollern, immer vollern
Akkorden durch das Reich erklingt:
Ob Habsburg oder Hohenzollern,
Der Kaiser ist, wer das vollbringt." (I. 6, 416.)

Das zweite Gedicht, das Hebbel in amtlichem Auftrag schreibt, ist der „Prolog zum 26. Februar", den er zufolge einer Aufforderung des Magistrats verfaßt. An Goldhann schreibt er am 13. April 1862: „Für Ihren Prolog danke ich Ihnen bestens und mache Ihnen mit dem meinigen ein kleines Gegengeschenk; wir hatten beide die nämliche Aufgabe, wir sollten schmeicheln, um zu bilden . . . aber eben als Deutscher habe ich diesmal das Wort ergriffen, und es gern getan, um auch meinerseits das Eine, was not tut, zu betonen," (III. 7,

170, 5.) Zum Verständnis dessen, was Hebbel am wichtigsten dünkt, ist ein Brief an Hettner zu beachten (III. 7, 145, 8.): „Lesen Sie jedoch auch was zwischen den Zeilen steht, besonders in der ersten Hälfte." Der Prolog ist sehr gemäßigt und zurückhaltend geschrieben, nur „zwischen den Zeilen" ist zu erkennen, was Hebbel eigentlich sagen will: die Mahnung, für die deutsche Einheit zu wirken:

„So war auch unter uns ein Sohn der Nacht
Geschäftig, eh' sich's Einer noch gedacht,
Und fast erregte er denselben Sturm,
Der, wie man sagt, geras't um Babels Turm,
Denn ein gewalt'ger Volks- und Zungenstreit
Erstickte gleich die holde Einigkeit,
Und kaum der Kette los, war Arm und Bein
Schon voll von Wut und Schmerz nicht Kopf zu sein.
O, laßt es ruhn und werbt nur durch die Tat
Um Euren Rang im Nationen-Rat!" (I. 6, 420.) (Vgl. o. S. 47 ff., 63 ff., 69 ff.)

5. Hebbels „Nibelungen".

Die Betrachtung der Nibelungentrilogie ist für unser Thema unergiebig. Die Gedanken, die Hebbel über den Nibelungenstoff hegt und einige Motive, die ihn zur Abfassung seiner Tragödie anregen, müssen dagegen in den Rahmen unserer Darstellung eingefügt werden.

Bei der Arbeit an seinen „Nibelungen" urteilt er über das alte Nibelungenlied: „Das Nibelungenlied kommt mir jetzt, wo ich mich viel damit beschäftigen muß, wie ein taubstummes Gedicht vor, das nur durch Zeichen redet." (II. 4, 59, 5405.) Aus seinem Willen, dem Lied die Sprache zu geben, ergibt sich der ihn bewegende Zweck: „Mein Zweck war, den dramatischen Gehalt des Nibelungenliedes für die Bühne zu heben." (III. 7, 163, 9.) Noch näher führt er aus: „Ich aber habe wirklich nur die in dem alten Gedicht vollständig vorhandene, aber verworren umhergestreute große Tragödie mit vielleicht nicht ungeschickter Hand zusammen gerückt und faßlich gemacht." (III. 7, 43, 15.) Mit Hochschätzung spricht er von dem alten Dichter des Liedes, dem er sich bescheiden untergeordnet habe und dessen gewaltige, das deutsche Ansehen fördernde Leistung ihn mit Stolz erfüllt: „Ich bin bloß der Dolmetscher eines Höheren, und ich will nicht mehr sein. Aber dieser Höhere, der Dichter unseres unsterblichen Nibelungenepos, um das uns alle Völker der Erde beneiden, hat ein Recht, gehört zu werden, und mir ist es vielleicht gelungen, seine Stimme in der engeren und knapperen Form des Dramas, wie in einem Sprachrohr, zu verdichten und zu verstärken." (III. 7, 31, 1.)

Den völkischen Charakter des gewaltigen, den Nibelungen zugrunde liegenden Mythos, kann Hebbel nicht genügend einschätzen. Er verwässert ihn durch allgemeinmenschliche Erwägungen: „Mir

scheint, daß auf dem vom Gegenstand unzertrennlichen mythischen Fundament eine rein menschliche, in allen ihren Motiven natürliche Tragödie errichtet werden kann und daß ich sie, so weit meine Kräfte reichen, errichtet habe. Der Mystizismus des Hintergrunds soll höchstens daran erinnern, daß in dem Gedicht nicht die Sekundenuhr, die das Dasein der Mücken und Ameisen abmißt, sondern nur die Stundenuhr schlägt. Wen das mythische Fundament dennoch stört, der erwäge, daß er es, genau besehen, doch auch im Menschen selbst mit einem solchen zu tun hat und zwar schon im reinen Menschen, im Repräsentanten der Gattung, und nicht bloß in der noch weiter spezifizierten Abzweigung desselben, im Individuum." (II. 4, 201, 5933.) Trotzdem vertritt Hebbel mit Feuer den echt deutschen Charakter der Nibelungen und betont die nationale Bedeutung des alten Heldenstoffes in einer Zeit tiefer Erniedrigung Deutschlands. „Es handelt sich ja nicht um mich, sondern um das hohe Lied der deutschen Nation, es handelt sich um den gewaltigsten aller Gesänge von Deutscher Kraft und Deutscher Treue, und wenn dieser in einem Moment, wo Welschtum und Franzosentum uns mit Hohn zum Kampf auf Leben und Tod herausfordern, auf der ersten Deutschen Bühne noch immer nicht erschallen darf, so muß er sich an einem bescheideneren Ort Gehör zu verschaffen suchen." (III. 7, 31, 12.) Die ständig zunehmenden Bühnenerfolge seiner „Nibelungen" begleitet Hebbel mit der Hoffnung auf ein endliches Erwachen des nationalen Geistes unter den Deutschen. Voll Zuversicht fragt er: „Ist es die gesunde, frische Luft, die noch aus dem alten Epos in meine Bearbeitung hinüberströmt? Erwacht in der Deutschen Nation endlich der nationale Sinn und läßt sie mit Liebe bei dem Ringen und Kämpfen der Urväter verweilen?" (III. 7, 323, 18.)

V. Die Stellung zu Staat und Nation im Gesamtbild Hebbels.

Hebbels Leben und Denken ist spannungerfüllt. Schärfste Gegensätzlichkeit herrscht zwischen den unsteten, ungesicherten Verhältnissen der Jugendjahre und der behäbigen Bürgerlichkeit der Reifezeit.

Auf die geistige Grundhaltung des Dichters wirken diese Lebenstatsachen. Sie bedingen die vorwiegend abstrakte und später die empirische Periode seines geistigen Seins. So verläuft das ganze Leben Hebbels unter dem Gesetz immerwährender Spannung. Nicht minder spannunggeladen sind die endgültigen Ueberzeugungen. Die innere Entwicklung führt nicht zu ruhiger, stiller Einheitlichkeit. Sie gleicht Gegensätzlichkeiten nicht aus.

Die Hochachtung des großen Individuums ruft nach der Spannung bringenden Verbindung mit dem Rechte der Gemeinschaft. Die politischen Meinungen Hebbels tragen Züge des Konservatismus und des Liberalismus. Das Eintreten für deutsche Einheit und Größe muß in Beziehung zu menschheitlichen Ideen, die aber nicht mit dem überwundenen Kosmopolitismus der Jugend gleichzusetzen sind, gesehen werden.

Die für die Ausführung des Themas maßgebenden Auffassungen Hebbels sind in Tagebüchern, Briefen, Aufsätzen und Dichtungen oftmals ausgesprochen. In unsrer zusammenfassenden Schlußbetrachtung können sie daher ohne Vorbehalt aufgezählt und als durchgängige Ueberzeugungen der Reifezeit angesehen werden.

Aus zwei immer wieder vorgetragenen und begründeten Gedanken läßt sich die endgültige Stellung zu Staat und Nation festlegen: die deutschen Staatsgebilde bedürfen einer Form, die sich gleichermaßen weit von dem Radikalismus nach links und rechts fernhält und das deutsche Vaterland muß zur politischen Einheit zusammengefaßt werden. Der erste Gedanke schließt die Ablehnung extrem liberaler und absolutistischer Regierungsarten in sich, der zweite fordert die Hochschätzung von all dem, was die deutsche Einheit vorwärtstreiben kann, besonders die Erinnerung an die gemeinsame deutsche Geschichte mit ihren Höhepunkten und Rückschlägen.

Hebbels vielfältige innere Spannung bestimmt die Stellung zu Staat und Nation. Unmöglich ist sie mit politischen Schlagworten zu bezeichnen. Ihre Art muß im einzelnen jeweils aus den verschiedenen Zeugnissen erschlossen werden.

Literaturverzeichnis.

Der Dissertation wurde zugrundegelegt:

Fr. Hebbel:
Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von R. M. Werner.
Abteilung I: (Werke, Berlin, 1903.)
Abteilung II: (Tagebücher, Berlin, 1903.)
Abteilung III: (Briefe, Berlin, 1904—07.)

Die Haltung des Verfassers zu den allgemeinen Fragen des Themas wurde durch folgende Schriften bestimmt:

A. Bartels: Hebbels Deutschtum. (Deutsche Welt 1902, Nr. 17.)

E. Dosenheimer: Friedrich Hebbels Auffassung vom Staat und sein Trauerspiel Agnes Bernauer. Leipzig, 1912.

E. Dosenheimer: Das zentrale Problem in der Tragödie Friedrich Hebbels. Halle, 1925.

E. Kuh: Friedrich Hebbel. (2 Bde.) Wien, 1877.

A. Kutscher: Friedrich Hebbel als Kritiker des Dramas. Berlin, 1907.

H. Meyer-Benfey: Hebbels Agnes Bernauer. Weimar, 1931.

A. Rosenbusch: Die Tagebücher Friedrich Hebbels. (Diss. Frankfurt 1934.)

A. Scheunert: Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Aesthetik Friedrich Hebbels. (Beiträge zur Aesthetik 8.) Hamburg und Leipzig, 1903.

K. Schultze-Jahde: Motivanalyse von Hebbels Agnes Bernauer. (Palaestra 150.) Leipzig, 1925.

P. Sickel: Friedrich Hebbels Welt- und Lebensanschauung. (Beiträge zur Aesthetik 14.) Hamburg und Leipzig, 1912.

M. Sommerfeld: Hebbel und Goethe. Bonn, 1923.

J. G. Sprengel: Der Staatsgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Dessau, 1933.

H. Steves: Friedrich Hebbels Verhältnis zu den politischen und sozialen Fragen. (Diss. Greifswald 1909.)

A. M. Wagner: Friedrich Hebbels dramatischer Stil. (Beiträge zur Aesthetik 13.) Hamburg und Leipzig, 1911.

O. Walzel: Friedrich Hebbel und seine Dramen. (Aus Natur und Geisteswelt.) Berlin und Leipzig, 1919.

O. Walzel: Hebbelprobleme. Leipzig, 1909.

R. M. Werner: Hebbel. Berlin, 1905.

M. Uhlirz: Handbuch der Geschichte Oesterreichs und seiner Nachbarländer Böhmen und Ungarn. Bd. 2, 1. Graz und Leipzig, 1930.

Lebenslauf.

Am 10. Januar 1913 wurde ich, Franz B o t t e n h o r n, als Sohn des Lehrers Konrad Bottenhorn und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Klimm zu Ober-Erlenbach (Oberhessen) geboren. In Mainz besuchte ich von Ostern 1919 bis Ostern 1922 die Volksschule, von Ostern 1922 bis Ostern 1925 die Marienschule, von Ostern 1925 bis zum Abitur im Februar 1931 das Gymnasium. Im April 1931 bezog ich die Ecole Supérieure de Commerce zu Neuenburg (Schweiz), die ich ein Trimester lang bis Juni 1931 besuchte. Vom Wintersemester 1931/32 ab studierte ich an deutschen Universitäten und hörte Vorlesungen in Germanistik, Geschichte, Französisch, Philosophie und Nationalökonomie. Ich besuchte die Universitäten: Gießen, (WS. 1931/32 und SS. 1932), München (WS. 1932/33, Wien (SS. 1933), Berlin (WS. 1933/34) und seit Sommersemester 1934 die Universität Frankfurt a. M. Im Wintersemester 1935/36 und Sommersemester 1936 war ich zur Fertigstellung meiner Dissertation beurlaubt.

Die Anregung zu meiner Arbeit verdanke ich Herrn Professor Dr. Franz Schultz.